

„Einen Satz verstehen, heißt, eine Sprache verstehen.
Eine Sprache verstehen, heißt, eine Technik beherrschen“
(Wittgenstein PU S.344)

5. Das Verstehen

Dieses Kapitel beschäftigt sich mit der dritten Station sprachlicher Bedeutung innerhalb des Modells der Bedeutungstrias: der Hörerbedeutung und damit dem grundlegenden Begriff des Verstehens. Eine Hörerbedeutung komplettiert eine geglückte sprachliche Handlung. Auf der Ebene der Hörerbedeutung manifestiert sich das, was ein Hörer versteht. Dieses Verstehen rekuriert in erster Linie auf ein konventionales und regeltheoretisches Gefüge, in das eine Äußerung eingebettet ist, um dann darauf zu schließen, was ein Sprecher mit einer Äußerung gemeint haben könnte.

Das Verstehen ist der zweite Pol neben dem Meinen, zwischen denen die sprachliche Bedeutung zirkuliert. Der Hörer ist derjenige, an den eine kommunikative Interaktion gerichtet ist. Er soll eine Äußerung verstehen, das heißt das, was ein Sprecher gesagt hat, und interpretieren, was ein Sprecher damit meint. In Bezug auf das Verstehen und damit die Hörerbedeutung spielen Konventionen und Regeln eine maßgebliche Rolle. Eike von Savigny vertritt die These, dass sich sprachliche Bedeutung auf der Seite des Verstehens manifestiert und somit konventionsgebunden ist.

Das Meinen spielt eine nebensächliche Rolle und kann nur über die Konventionen erschlossen werden. Savigny gilt als starker Konventionalist. Ich möchte seinen bedeutungstheoretischen Ansatz im folgenden Kapitel veranschaulichen. Zudem werde ich noch Davidsons Konventions- und Bedeutungsbegriff besprechen, der diesen, im Gegensatz zu Savigny, wieder abschwächt und zu der These gelangt, dass Sprache - wie sie von Philosophen als Untersuchungsobjekt herangezogen wird - nicht existiert.

5.1. Savigny versteht das Gesagte

Den Untersuchungen zur Explikation sprachlicher Bedeutung von Grice und Searle schließt sich auch der deutsche Philosoph Eike von Savigny an. In seinem Werk „Zum Begriff der Sprache“ analysiert er sprachliche Bedeutung als maßgeblich für die Beschreibung komplexer sozialer Verhaltensweisen. Savigny legt in seinem Werk den Untersuchungsschwerpunkt auf den Begriff sprachlicher Bedeutung, den er jedoch im Spannungsfeld sprachlicher Konventionen und Regeln zu erklären sucht. Dabei versucht er die Begriffe *Satz-* und *Äußerungsbedeutung* zu klären sowie den Begriff *Sprachregel*. Kurzum: Er untersucht, was es

heißt, etwas zu sagen und über etwas zu sprechen. Grundlage seiner Untersuchung ist die Erstellung eines Verfahrens, das die Annahme stützen soll, eine Gruppe benutze eine unbekanntere Sprache. Die zu klärenden Begriffe werden in Zusammenhang mit dem Verfahren situiert und beschrieben.

Savignys Konzept sprachlicher Bedeutung ist streng konventionalistisch. Dieser Rahmen seiner Untersuchungen setzt sich deutlich gegen einen intentionalistischen Bedeutungsbegriff, wie beispielsweise den von Grice, aber auch gegen den von Searle ab. Die Benutzung einer Sprache bezeichnet Savigny als ein Muster, das man im konventionalen sozialen Verhalten einer Sprechergemeinschaft finden kann¹³⁸.

Die Äußerungsbedeutung bildet dabei die Brücke zwischen dem konventionalen Verhalten der Sprachgemeinschaft und der Satzbedeutung, als einer Ebene von Sprachbedeutung. Die Untersuchung der Äußerungs- und der Satzbedeutung ist ein Schwerpunkt in Savignys sprachtheoretischen Untersuchungen. Die Satzbedeutung ist der allgemeinen Sprachbedeutung unterzuordnen, während sich die Äußerungsbedeutung über ein konventionales Sozialverhalten konstituiert.

Grundgerüst für dieses konventionale Sozialverhalten sind allgemein gültige Sprachregeln. Durch ihren Gebrauch wird die Tätigkeit *Sagen* überhaupt erst möglich. Das Konzept der Absicht hingegen, wie es von Grice und Searle für eine bedeutungstheoretische Begriffsexplikation herangezogen wurde und grundlegend für einen Begriff des Meinens ist, lehnt Savigny für eine Bedeutungsexplikation ab. Savigny formuliert dies sehr drastisch: „*Absichten von Sprechern scheue ich wie der Teufel das Wasser*“¹³⁹.

Die sprachliche Bedeutung hat nach Savigny eine für das Verstehen fundamentale Rolle innerhalb komplexer sozialer Verhaltensweisen. Komplexe soziale Verhaltensweisen existieren über ein Verstehen, und das Verstehen wird über die sprachliche Bedeutung gesichert. Somit ist die sprachliche Bedeutung für die Beschreibung komplexer sozialer Verhaltensweisen fundamental. Eine Sprache zu sprechen ist für Savigny mit der Fähigkeit verbunden, die Sprecher dieser Sprache zu verstehen und sich in der Sprache sprechakttechnisch zu bewegen¹⁴⁰.

¹³⁸ Vgl. Savigny (1983:11)

¹³⁹ Savigny (1983:72)

¹⁴⁰ Vgl. Savigny (1983:11)

5.1.1. Konventionale Zeichen und Bedeutung

Im Rahmen seiner Erklärung sprachlicher Bedeutung unterscheidet Savigny die konventionale Bedeutung und die natürliche Bedeutung¹⁴¹. Der Begriff der konventionalen Bedeutung ist zentral für seine Untersuchungen. Savigny grenzt den Begriff der konventionalen Bedeutung von dem ab, was ein Sprecher mit einer Äußerung meint. Er formuliert das konventionale sprachliche Fundament aus, auf dem es seinem Ermessen nach erst zu einem Meinen kommen kann. Innerhalb der konventionalen Bedeutung unterscheidet er zwischen natürlichen Zeichen oder Indikatoren und konventionalen Zeichen. Die natürlichen Zeichen oder Indikatoren zeichnen sich dadurch aus, dass sie auf einen Sachverhalt hinweisen, der als solcher erst festgestellt werden muss.

Als Beispiel könnte man in diesem Fall auf Sternschnuppen verweisen, die darauf hinweisen, dass es sich bei ihnen um einen Einschlag von kleinen Metall- und Gesteinsbrocken in unsere Atmosphäre handelt. Es besteht ein empirischer Zusammenhang zwischen dem Indikator und dem, worauf er hinweist. Diese natürlichen Indikatoren erinnern an die Gricesche natürliche Bedeutung von Zeichen.

Die konventionalen Zeichen hingegen, auf denen Savigny seine Untersuchung aufbaut, müssen notwendig einmal benutzt worden sein, damit man sie entdecken und erkennen kann, so beispielsweise die Tatsache, dass eine rote Ampel bedeutet, anzuhalten. Man muss in diesem Zusammenhang darauf hinweisen, dass Savigny das Wort *Zeichen* im Sinne eines Sachverhaltes gebraucht und nicht als ein sprachliches Zeichen.

Ausgangspunkt für die Fragestellung Savignys ist die konventionale Bedeutung. Erst durch die konventionale Bedeutung, die das Äußern und Sagen maßgeblich mitbestimmt, kann ein Sprecher etwas meinen. Der Unterschied zwischen Sagen und Meinen zeichnet sich dadurch aus, dass das Meinen dem Sagen untergeordnet ist. Savignys Untersuchungsschwerpunkt ist die Frage, wie Sprecher etwas sagen. Erst wenn man dieses Problem gelöst hat, kann man zur nächsten Frage übergehen, wie der Sprecher mit dem Gesagten etwas meint¹⁴².

Die Absicht des Sprechers, die im Griceschen Konzept das Meinen konstituiert, wird nach Savigny durch seine Sprache ersetzt. Zwar kann mit einer Äußerung ohne einen Sprecher nichts gemeint worden sein, doch ohne eine Sprache kann mit einer Äußerung gar nicht erst etwas gesagt werden. Und dies ist die Voraussetzung dafür, dass ein Sprecher etwas meinen kann. *„Genau so, wie eine Äußerung einen Sprecher braucht, um (subjektiv) irgendwie ge-*

¹⁴¹ Vgl. Savigny (1983:17)

¹⁴² Vgl. Savigny (1983:22)

meint zu sein, braucht sie eine Sprache, um (objektiv) eine Bedeutung zu haben.“¹⁴³ Die Sprache als ein konventionales Gebilde, auf das Sprecher rekurren können, bildet das Material, mit dem man eine Äußerung machen kann. Und diese Sprache macht es dann möglich, dass ein Sprecher in einem zweiten Schritt mit einer Äußerung etwas meint.

5.1.2. Das Verstehen

Zur Explikation sprachlicher Bedeutung zieht Savigny neben den Begriff der konventionalen Bedeutung als zweiten zentralen Begriff das *Verstehen* hinzu. Ausgangspunkt seiner Untersuchung ist das Sagen auf Seiten des Sprechers sowie das Verstehen dieses Gesagten auf Seiten des Hörers. Das Verstehen impliziert sowohl den Sprecher, der das Gesagte als das-und-das versteht, als auch einen Adressaten, der das Gesagte ebenfalls als das-und-das verstehen kann. Wie ein Ausdruck zu verstehen ist, erweist sich in diesem Zusammenhang als zentral dafür, welche Bedeutung der Ausdruck hat. Eine Explikation für „*z bedeutet b für x*“ entwickelt Savigny über die Analyse von „*x versteht z als b*“¹⁴⁴.

Man kann an dieser Stelle konstatieren, dass das Verstehen als Garant dafür gilt, dass sprachliche Bedeutung in ihrer Ganzheit zur Geltung kommt. Das heißt, dass eine Äußerung mit einer spezifischen sprachlichen Bedeutung nicht nur gesagt und gemeint wird, sondern auch von einem Adressaten verstanden wird. Sowohl der Gricesche Ansatz zur Explikation sprachlicher Bedeutung wie auch die Explikation Searles zeichnen sich dadurch aus, dass sie einen Hörer nur peripher einbeziehen und den Aspekt des Verstehens oder Erkennens von Sprecherabsichten nicht explizieren.

Savigny stellt genau diesen Aspekt, dass das Verstehen für eine Explikation sprachlicher Bedeutung konstitutiv ist, in den Vordergrund. Er möchte sich von den gängigen Bedeutungsexplikationen und ihrer Sprecherzentriertheit lösen und somit in einem weiteren Schritt den problematischen Begriff der Absicht umgehen. Sprachliche Bedeutung korreliert Savigny mit der Tatsache, dass ein Ausdruck so-und-so verstanden werden muss. Gewissermaßen betrachtet Savigny das Tradierte in der bestehenden Kommunikation, das einen Normalfall des Sprechens und Verstehens postuliert auf der Basis einer allgemein ausgeübten Praxis.

Damit in einer Sprache ein Ausdruck verstanden werden kann, brauchen die Sprachteilnehmer eine Disposition zu bestimmten Verhaltensweisen, die an bestimmte Regelmäßigkeiten gebunden ist. Savigny führt den Begriff der Disposition ein, ohne ihn zu explizieren, worauf er

¹⁴³ Savigny (1983:23)

¹⁴⁴ Savigny (1983:24)

jedoch schon in der Einleitung hinweist¹⁴⁵. Dabei kann man davon ausgehen, dass „*z als b verstehen*“ eine Disposition ist¹⁴⁶. Der Begriff des Verstehens ist in seiner Explikation eng an den Begriff des Verhaltens gebunden. Dies zumindest setzt Savigny voraus und verweist dabei auf Wittgenstein, der den Begriff des Verstehens über das Verhalten erklärt.

Der Gedanke, dem Savigny dabei maßgeblich folgt, ist der, dass „*z bedeutet b*“ nichts weiter bedeutet als „*z muss als b verstanden werden*“¹⁴⁷. Das Verstehen seitens des Hörers wird durch eine dispositionale Eigenschaft gesichert, die eine offene Klasse von Verhaltensweisen beinhaltet, welche der Hörer im Falle des Verstehens annimmt¹⁴⁸. Dass man innerhalb einer Gruppe zu bestimmten Verhaltensweisen, die ein Verständnis sichern, verpflichtet ist, wird durch implizite Regeln gewährleistet. Das Gerüst einer konventionalen Sprache, an dessen Gebrauch die Sprachteilnehmer mit ihrem Verhalten situationsabhängig gebunden sind, bildet die Grundlage für die Explikation sprachlicher Bedeutung.

Neben dem zentralen Begriff der Konvention kommt dem Begriff der Regel in Savignys Untersuchungen eine ebenso wichtige Rolle zu. Der Begriff der Regel ist wichtig, weil er die Frage beantwortet, was es heißt, dass Sprachteilnehmer innerhalb einer Sprachgruppe zu einer Verhaltensweise verpflichtet sind. Denn innerhalb des Gebrauches einer konventionalen Sprache sind die Sprachteilnehmer dazu verpflichtet, sich in einer bestimmten Art und Weise zu verhalten. In bestimmten Sprechsituationen ist folglich ein bestimmtes Sprachverhalten zu zeigen.

Die Konzepte der Disposition und des Verstehens sind in diesem Sprachverhalten grundlegend. Savigny bezieht sich in seiner Explikation dessen, was es heißt, einer Regel zu folgen, auf Herbert Harts Analyse des Regelbegriffs in dessen Werk „*The Concept of Law*“¹⁴⁹. Aus den Untersuchungen Harts zieht Savigny zwei wichtige Schlüsse: Zum einen muss es in einer Gruppe übliche Verhaltensweisen geben, von denen die Gruppenmitglieder in bestimmten Situationen nicht abweichen. Wenn die Gruppenmitglieder von dem allgemein üblichen Verhalten abweichen, dann müssen sie mit Sanktionen seitens der anderen Gruppenmitglieder rechnen. Dies impliziert einen dispositionalen Faktor.

Zum anderen sind genau diese Sanktionen allgemein akzeptiert und anerkannt. Natürlich muss sich Savigny an dieser Stelle fragen, wie genau Sanktionen funktionieren. Der Begriff

¹⁴⁵ Savigny (1983:12)

¹⁴⁶ Savigny (1983:32)

¹⁴⁷ Savigny (1983:27)

¹⁴⁸ Vgl. Savigny (1983:30)

¹⁴⁹ Hart (1961)

ist eng an das Konzept der Regel gebunden und steht in Kontraposition zu implizit befolgten Regeln. Die Regeln werden über ein gewisses Verhalten konstituiert, das wiederum verpflichtet. Regeln sind in diesem Sinne verpflichtend, dann aber auch explizit.

In einem nächsten Schritt muss sich Savigny damit auseinandersetzen, was es heißt, einer Regel zu folgen. Dieses Verhalten, einer Regel zu folgen, betrachtet Savigny als den Sachverhalt, dass bestimmte Verhaltensstandards in einer Gruppe gelten. Diese Verhaltensstandards definieren die soziale Sanktionierung von Verhaltensweisen. Doch es bleibt die Frage, wie Verhaltensweisen dazu kommen, sanktioniert zu werden.

Savigny zieht in seiner Untersuchung das Lewissche Erklärungsmodell sprachlicher Konventionen heran. Das Netz gegenseitiger Erwartungen, das Lewis postuliert, greift Savigny jedoch an. Seiner Meinung nach muss es etwas darüber hinaus geben. Hervorzuheben ist, dass regelfolgendes Verhalten wertvoll für das Überleben von Gruppen ist. Das macht es zweckdienlich. Zweckdienliches Verhalten wiederum ist auch rational. Doch dann stellt sich Savigny die Frage, wie rational eine Gruppe sein muss, um zu konventionalem Verhalten fähig zu sein. Er glaubt nicht, dass die Menschen im Durchschnitt rational genug sind, um in einem Lewisschen Sinne an Konventionen beteiligt zu sein¹⁵⁰.

Die Annahme Lewis', dass einer Konvention die Aufgabe zukommt, die Handlungen der Gruppenmitglieder so aufeinander abzustimmen, dass die Wünsche aller, sofern sie das Verhalten betreffen, in einem optimalen Sinne erfüllt werden, hält Savigny für hinterfragbar. Denn man gehe von sehr konkreten individuellen, in einem gewissen Sinne auch bewussten Wünschen aus. Dies würde dann einem kollektiven Problemlösen gleichkommen.

Savigny möchte jedoch auch die Möglichkeit gelten lassen, dass es einen Wunsch geben könnte, mit anderen Gruppenmitgliedern konform zu gehen¹⁵¹. Doch konformes Verhalten wäre dann kein Mittel zum Zweck mehr. Zudem hält Savigny die tief sitzenden Wünsche, die allen Gruppenmitgliedern gemeinsam sind, für ebenso wenig zweckdienlich oder rational. Hierbei handelt es sich seiner Meinung nach vielmehr um soziale Funktionalität.

Savigny möchte Lewis' Prämissen stürzen. Während Lewis die Wünsche der Gruppe in den Vordergrund stellt, die möglichst in einem Koordinationsgleichgewicht erfüllt werden müssen und die zu einer bestimmten Regularität führen, der jeder Gruppenteilnehmer dann konventionell folgt, argumentiert Savigny in Richtung der Funktionalität von Konventionen. Konventionen könnten so als eine Art Richtlinie verstanden werden. Die Funktionalität von Konven-

¹⁵⁰ Vgl. Savigny (1983:55)

tionen richtet sich nach der bestmöglichen Alternative, die das Überleben der Gruppe sichert. Lewis führt zur Erklärung des Konventionsbegriffs den Begriff des gemeinsamen Wissens ein. Denn die Verhaltensregelmäßigkeit einer Gruppe, die eine Konvention ist, wird durch das gemeinsame Wissen, dass dem so ist, gewährleistet.

Genau dieses gemeinsame Wissen aber bestreitet Savigny. Nach Savigny gibt es kein gemeinsames Wissen, zumindest folgt es nicht aus den Schlussfolgerungen, die Lewis nennt. Das gemeinsame Wissen braucht Lewis nach Savigny für den Beweis, dass konventionale Signale mit Griceschen Absichten verbunden werden. Savigny argumentiert auch für ein gemeinsames Wissen, aber weder im Lewisschen Sinne, noch um dadurch den Weg für die Sprecherabsichten frei zu machen. Das gemeinsame Wissen impliziert ein Fähigkeitenwissen des Gruppenteilnehmers, dass etwas der Fall ist, wenn er dazu neigt, sich so zu verhalten, wie es aufgrund der Tatsache, dass jenes der Fall ist, richtig ist¹⁵².

Nachdem Savigny den Lewisschen Konventionsbegriff kritisiert hat, betont er die Zentralität des Begriffs der Regel für den Begriff von Sprache: *„Damit eine Gruppe eine Sprache spricht, müssen sich ihre Mitglieder an Regeln halten; denn wer eine Sprache sprechen soll, muß etwas sagen können, und wer etwas sagen können will, muß sich durch seine Äußerung darauf festlegen können, in bestimmter Weise verstanden werden zu dürfen. Man kann sich durch Verhalten nur dann festlegen, wenn es eine in der eigenen Gruppe geltende Regel gibt, kraft deren das Verhalten einen festlegt. Deshalb kann man außerhalb der Regeln einer Gruppe nichts sagen.“*¹⁵³.

Ein Regelsystem ist jedoch noch keine Garantie für eine Sprache. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass jedes implizite System von Regeln eine Sprache ist. Vielmehr ist es so, dass es in einer Gruppe vielerlei Arten von Regeln gibt, die befolgt werden können, ohne dass man dadurch von einem sprachlichen System reden muss.

Den Griceschen Begriff des Meinens greift Savigny in seinen Untersuchungen mehrmals auf. Dies tut er nicht zuletzt, um sich gegen ein intentionalistisches Sprachkonzept zu positionieren. Der Begriff der Absicht, der zentral für den Begriff des Meinens ist, könnte ein Unterscheidungsmerkmal bei der Beantwortung der Frage geben, wie sich regelfolgendes Verhalten ohne Sprachbenutzung von regelfolgendem Sprachverhalten unterscheidet.

¹⁵¹ Vgl. Savigny (1983:58)

¹⁵² Vgl. Savigny (1983:69)

¹⁵³ Savigny (1983:85)

Gleichwohl behauptet Savigny, dass ein Meinen nur über den konventionalen Aspekt des Äußerns beziehungsweise Sprechens zu explizieren sei. Zentral für ein Verstehen der Sprache und somit den Begriff der sprachlichen Bedeutung ist die Konvention. Denn es ist letztlich die sprachliche Konvention, die im Gebrauch die Realisierung einer bedeutungsvollen Äußerung zulässt und nicht das Meinen oder die Sprecherabsicht.

Die von Savigny herausgearbeitete konventionale Sprache, die uns durch Rückschluss auf das, was ein Sprecher sagt, zu dem führt, was ein Sprecher meint, ist Mittelpunkt des Sprechaktes, der nur unter dessen Bezugnahme verstanden werden kann. Was jemand meint, ist Savigny zufolge nicht zu verstehen, wenn derjenige keine konventionale Sprache spricht. Die Griceschen Absichten sind unzugänglich und somit nicht feststellbar. Daraus folgt, dass die Sprecherabsicht auch für die Erklärung sprachlicher Bedeutung keinen Gewinn darstellt.

Dennoch steht auch Savigny vor einem Erklärungsproblem. Denn er muss die Sprachregel aus dem unermesslichen Kompendium von allgemeinen Regeln herausarbeiten. Grundlegend ist für ihn die Äußerungsbedeutung. Diese wird umspannt von einem Sprecher, einer Äußerung und einem Adressaten¹⁵⁴. Ein Sprecher richtet seine Äußerung in einer bestimmten Situation an einen Hörer. Die Situation und die Disposition führen zu der Notwendigkeit, dass Sprecher und Hörer festgelegt sind. Die Äußerungsbedeutung ist eben an die Äußerung gebunden, und eine Äußerung ist situationsabhängig. Letztlich ist eine Situation gekennzeichnet von ganz bestimmten Akteuren und Reakteuren.

5.1.3. Verstehen und Disposition

Die Äußerungsbedeutung als das, was ein Sprecher sagt, ist notwendig konventional zu erklären. Die konventionale Äußerungsbedeutung einer Äußerung hängt Savigny zufolge von dem richtigen Verstehen innerhalb der geäußerten Sprache ab. Dieses richtige Verstehen setzt er mit einer Disposition gleich, welche die Sprachteilnehmer haben müssen¹⁵⁵. Unklar bleibt an dieser Stelle, wie genau die Begriffe *Verstehen* und *Disposition* zu begreifen sind. Offensichtlich gibt es zwischen den beiden Begriffen eine Korrelation, denn das Verstehen ist sozusagen die Disposition der Sprachteilnehmer zu den korrekten Verhaltensweisen.

Einer Äußerung, die eine bestimmte Bedeutung hat, entsprechen konventionale Folgen, welche die Äußerungsbedeutung bestimmen. Konventionale Folgen sind empirisch feststellbare Sachlagen, die durch die Disposition der Sprachteilnehmer gekennzeichnet sind. Die Regeln,

¹⁵⁴ Vgl. Savigny (1983:91)

¹⁵⁵ Vgl. Savigny (1983:93)

die den Sprachkonventionen zu Grunde liegen, offenbaren sich in den Bedeutungen bestimmter Verhaltensweisen in bestimmten Situationen. Damit ist jedoch noch nicht viel gesagt.

Die Äußerungsbedeutung charakterisiert sich nach Savigny durch eine empirisch zugängliche Änderung der konventionalen Aufmachung einer Situation. Doch die Änderungen in Situationen sind nicht ausschließlich sprachliche. Daher muss die Sprachkonvention von außersprachlichen Situationen hinreichend unterschieden werden. Sprecher und Adressat sind für die Abgrenzung sprachlicher Konventionen mögliche Kennzeichnungen. Es ist somit eine wichtige Bedingung, dass eine Äußerung von einem Sprecher hervorgebracht wird und für einen Adressaten wahrnehmbar ist. Dennoch muss man feststellen, dass unklar bleibt, was genau eine Kennzeichnung ist.

Wenn man bestimmte sprachliche Verhaltensweisen in bestimmten Situationen beobachtet, kann man von diesen Beobachtungen aus die Regeln, die gebraucht werden, feststellen. Die Absicht Savignys ist es, die Sprachkonventionen von den allgemein gültigen Konventionen zu unterscheiden und sodann Sprache als ein System von Regeln zu bezeichnen. Betrachtungsobjekt ist dabei ausschließlich die Äußerung, die von anderen Verhaltensweisen ebenfalls unterschieden werden muss.

So bleibt Savigny im sprechakttheoretischen Rahmen, der einen Sprecher, einen Adressaten und eine Äußerung umspannt, und dem eine Äußerungsbedeutung zu Grunde liegt. Infolgedessen stößt Savigny zum Kern seiner Untersuchungen vor, zu einem Regelsystem, auf dem sich das Sprachverhalten konstituiert. Sprachliche Regeln sagen etwas über die Bedeutung bestimmter wahrnehmbarer sprachlicher Verhaltensweisen aus. Savigny interessieren vor allen Dingen die impliziten Regeln.

In einem weiteren Schritt möchte Savigny zeigen, wie nachweisbar ist, dass eine Gruppe eine Sprache spricht, indem er ein Verfahren angibt, mit welchem man die Hypothese nachprüfen kann. Dazu führt er eine empirische Untersuchung an. Untersuchungsobjekt ist das Konventionssystem, welches aus den von den Autofahrern der Bundesrepublik Deutschland befolgten Regeln besteht.

Das Konventionssystem soll auf die Einbettung in ein System der Sprache hin untersucht werden. Es handelt sich dabei um die unter Autofahrern übliche Sprache NIVEAU (Nicht-Verbale AUtofahrersprache), die Savigny in seinem vierten Kapitel vorstellt¹⁵⁶. Savigny be-

¹⁵⁶ Vgl Savigny Kapitel IV (1983:99-196)

tont, dass für ihn empirische Studien in der Sprachphilosophie von großem Wert sind¹⁵⁷. Die Erläuterung dieses Kapitels möchte ich überspringen¹⁵⁸ und gleich zu Savignys Untersuchung der konventionalen Äußerungsbedeutung kommen, die diesem Kapitel folgt.

Vorerst beschreibt Savigny die Äußerungsbedeutung folgendermaßen: *„Äußerungsbedeutungen sind danach theoretische Sachen, die wir bestimmten Handlungen anhängen müssen (womit wir annehmen, daß diese Handlungen Signalisierhandlungen sind), um innerhalb eines konventionalen Systems mit Abweichungen von Hintergrundkonventionen zu Rande zu kommen, die für dieses System als grundlegend anzusehen sind“*¹⁵⁹. In diesem Zusammenhang erwähnt Savigny ein Wissen, welches die konventionalen Ergebnisse von Äußerungen mit bestimmten Bedeutungen umfasst. Dieses Wissen ist Voraussetzung dafür, dass Äußerungsbedeutungen an Handlungen angehängt werden können. Unterstrichen wird von Savigny nochmals, dass die konventionale Äußerungsbedeutung unabhängig von den Sprecherabsichten festgelegt ist.

Es stellt sich die Frage, ob die konventionale Äußerungsbedeutung in zwei verschiedenen Sprachen die gleiche sein kann. Savigny nennt dies das Problem der interkulturellen Übersetzung. Denn es bleibt unklar, wie man die konventionale Äußerungsbedeutung in verschiedene Sprachen einbetten kann. Wenn in zwei unterschiedlichen Sprachen verschiedene konventionale Gefüge Geltung haben, dann ist es zu untersuchen, wie man dennoch dasselbe sagen kann.

Eine Äußerung hat schließlich immer eine Auswirkung auf die konventionale Aufmachung der Umgebung. Identifiziere man nun die konventionalen Folgen einer Äußerung mit ihrer Bedeutung, dann habe man nach Savigny zwei unterschiedliche Bedeutungen. Es gäbe also keine Möglichkeit, in eine andere Sprache zu übersetzen, da die Konventionen sich zu sehr unterscheiden würden.

Es sind die Hintergrundkonventionen, die nicht unmittelbar mit der Äußerung zu tun haben, sie aber gleichwohl derart beeinflussen, dass die Äußerungen in ihren jeweiligen Sprachen anderen konventionalen Aufmachungen folgen. Somit können sich nach Savigny die konven-

¹⁵⁷ Vgl. Savigny (1983:112)

¹⁵⁸ Letztlich demonstriert Savigny in diesem Kapitel, dass es vor dem konventionalen Hintergrund der Verkehrsregeln durch Signale wie Hupen zu Störungen der konventionalen Lagen kommen kann, die dazu führen, dass sie als sprachliche Äußerungen aufzufassen sind, die eine vom Kontext her unterschiedene Äußerungsbedeutung haben.

¹⁵⁹ Savigny (1983:197)

tionalen Folgen von Äußerungen mit derselben Bedeutung in Kulturen mit unterschiedlichen Hintergrundkonventionen unterscheiden¹⁶⁰.

Ein entscheidendes Merkmal einer natürlichen Sprache ist eine rekursive Grammatik. Diese muss die Bildung neuer Sätze zulassen, die es so erlaubt, neue Sachen sagen zu können. Die Zahl der Äußerungsbedeutungen sollte durch die Flexibilität der Sprache offen sein. Savigny erwähnt an dieser Stelle Searles Prinzip der Ausdruckbarkeit, nach dem man in einer Sprache alles sagen kann, was man meint. Auch eine Äußerungssituation trägt ihren Teil zur Äußerungsbedeutung bei, denn sie unterstützt das Verstehen indexikalischer Ausdrücke, mehrdeutiger Sätze und der illokutionären Rolle. Konventionale Äußerungsbedeutungen müssen zudem notwendig allgemein zugänglich sein.

Die Bedingungen, die dafür gelten, dass für eine Äußerung eine bestimmte Bedeutung gilt, müssen allen Sprachteilnehmern zugänglich sein. Dies kann in Form eines spezifischen Wissens oder in Form von Hintergrundinformationen der Fall sein. Die Reaktion auf eine sprachliche Handlung erfolgt dann aufgrund einer Disposition höherer Ordnung. Wie diese allerdings aussieht und was das sein soll, expliziert Savigny nicht. Das einzige, was er zu diesem Begriff erörtert, ist, dass dies in Bezug auf Sprache nicht angeboren, sondern erlernbar sein muss. Nach Savigny muss es möglich sein, zu lernen, auf welche Weise Umstände zu Äußerungsbedeutungen beitragen¹⁶¹.

Savigny zufolge ist der Begriff der Referenz schwer zu explizieren. In Zusammenhang mit einer Bedeutungstheorie betrachtet er den Begriff der Referenz als irrelevant. Dies ist erstaunlich, denn der Akt der Referenz, in dem man auf Gegenstände Bezug nimmt, liefert einen wesentlichen Beitrag zum propositionalen Gehalt einer Äußerung. Deshalb sollte der Akt der Referenz ein konstituierendes Merkmal von Bedeutung sein. Wenn Savigny diesen negiert, bleibt die Frage, wo ein propositionaler Gehalt überhaupt noch Eingang finden kann¹⁶². Man sollte meinen, dass der Äußerungsbedeutung eine Proposition innewohnt, denn schließlich ist die Bedeutung einer Äußerung notwendig an einen propositionalen Inhalt gebunden, obwohl Savigny sich gegen eine Abhängigkeit zwischen Referenz und Proposition beziehungsweise kognitivem Gehalt ausspricht.

Und doch, wenn die Bedeutung einer Äußerung eine Proposition umfasst, wird in der Regel über etwas gesprochen, was einen referenziellen Charakter hat. Savigny greift die These Qui-

¹⁶⁰ Vgl. Savigny (1983:204,205)

¹⁶¹ Vgl. Savigny (1983:226)

¹⁶² Vgl. Savigny (1983:235ff)

nes auf, dass die Referenz unerforschlich sei. Er möchte diese These widerlegen. Für ihn ist die Möglichkeit des Über-etwas-Sprechens fester Bestandteil seiner Untersuchungen, während Quine den Fokus auf die Referenz von Ausdrücken richtet.

Die Quellen der sprachlichen Bedeutung, das heißt die Proposition oder der kognitive Gehalt, den die Intentionalisten durch die Sprecherabsicht explizieren, erklärt Savigny durch ein sozial geregeltes Verhalten¹⁶³. In diesem Bereich ist auch der Akt der Referenz von Geltung. Aber Savigny spricht sich klar dagegen aus, dass die Referenz die Quelle sprachlicher Bedeutsamkeit sei. Somit sieht er den Bezug zwischen Proposition und Bedeutung nicht innerhalb einer Referenz, sondern innerhalb der Regeln, die einem bestimmten Sprachverhalten zu Grunde liegen.

5.1.4. Wider die Intentionen

In dem Kapitel „Wider den Intentionalismus“ nimmt Savigny Bezug auf die intentionalistisch begründete Bedeutungstheorie von Grice und versucht zu zeigen, wo ihre Schwächen liegen. Tatsächlich betont er, dass sie nur besser begründet sein müsste, denn in ihren Grundstatuten sei sie nicht falsch. Wogegen er sich jedoch deutlich ausspricht, ist eine Theorie, die sprachliche Bedeutung auf das Meinen zurückführt. Savigny betont, dass ein Sprecher im Griceschen Sinne mit einer Äußerung nur dann etwas meint, wenn er mit der Äußerung ein bestimmtes Motiv verbindet.

Das Motiv des Sprechers bestimmt das, was der Sprecher meint. Aber es handelt sich nach Savigny in den Untersuchungen der Intentionalisten immer um konstative Äußerungen, nämlich: jemand sagt, dass p. Dies bedeutet, dass die Absicht des Sprechers sich darauf beläuft, einen Hörer davon zu überzeugen, dass p. Diese Beschränkung der Intentionalisten, dass es sich immer um den Akt des Überzeugens handelt, kritisiert Savigny¹⁶⁴.

Savigny stellt fünf weitere Motive für konstative Äußerungen vor, die er für möglich hält. Diese haben nichts mit einem Wunsch zu tun, den Adressaten von p zu überzeugen. Es handelt sich vielmehr um Motive wie Rückversicherung, Erlebnisse erzählen, die Zuwendung anderer gewinnen oder die Verantwortung abgeben. In diesen Beispielen geht es dem Sprecher nicht zwangsläufig darum, einen Adressaten von etwas zu überzeugen. Es handelt sich aber um konstative Äußerungen der Form, dass p.

¹⁶³ Vgl. Savigny (1983:241)

¹⁶⁴ Vgl. Savigny (1983:247ff)

Da Savigny behauptet, Grice hantiere lediglich mit dem Motiv, einen Hörer von p zu überzeugen, hat er in diesem Zusammenhang einen Kritikpunkt entwickelt. Allerdings spricht Grice nicht explizit von Überzeugungen. Er sagt hingegen, dass der Sprecher die Absicht haben muss, beim Hörer *eine Wirkung* hervorzurufen, was an sich eine allgemeinere Formulierung ist. Die Formulierung ist unverbindlich genug, um auch Motive wie eine Rückversicherung gelten zu lassen. Dennoch meint Savigny, dass in den meisten Sprechsituationen die tatsächlichen Absichten eines Sprechers fehlen oder nicht benennbar sind.

Die Argumentation Savignys geht dahin, dass er meint, dass Grice allein das Motiv der Überzeugung als grundlegenden Ursprung für konventionale Bedeutung ansieht. Sprachliche Bedeutung wird bei Grice auf die Sprecherabsicht reduziert. Dies genügt Savigny nicht. Allerdings macht es sich Savigny in seiner Argumentation zu einfach.

Grice hat von der Absicht gesprochen, bei einem Hörer eine gewisse Wirkung hervorzurufen, die unter anderem eine Überzeugung, dass p, beinhalten kann. Sie muss das aber nicht. Er spricht zwar in seinem Aufsatz davon, dass der Sprecher den Hörer von etwas überzeugen will, aber er kommt immer wieder zu der allgemeinen Formulierung der Wirkung zurück.

Man muss nicht immer die Absicht haben, einen Hörer von seiner Äußerung zu überzeugen, aber man muss die Absicht haben, eine Wirkung hervorzurufen. Auch wenn es nur die ist, dass der Hörer glaubt, dass der Sprecher will, dass er glaubt, dass er eine gewisse Reaktion zu zeigen habe. Der Begriff der Kommunikation schließt diese Art der Gerichtetheit auf einen Adressaten ein, denn Kommunikation beruht auf einem Interdependenzverhältnis zwischen einem Sprecher und einem Hörer.

Savignys Lesart der Griceschen Untersuchungen ist kritisierbar. Grice würde niemals zustimmen, wenn man die Sprecherabsicht, im Sinne der Absicht, einen Adressaten von einem propositionalen Gehalt p zu überzeugen, als die alles konstituierende Komponente sprachlicher Bedeutung ansieht. Die Absicht, eine Wirkung hervorzurufen, und letztlich die elementare Absicht, dass der Hörer erkennt, dass diese Wirkung beabsichtigt ist, ist aber ein grundlegender Bestandteil der Erklärung sprachlicher Bedeutung.

Führen wir uns noch einmal vor Augen, auf welchem Fundament Savigny seinen Begriff der sprachlichen Bedeutung konstruiert. Demnach ist sprachliche Bedeutung ausschließlich auf Konventionen zurückzuführen. Intentionale Aspekte spielen keine Rolle. Der Begriff eines konventionalen Wissens ist fundamental für die Untersuchung sprachlichen Verhaltens. Savigny unterscheidet indes zwischen *etwas sagen* und *etwas meinen*. Dies ist eine Unterschei-

dung, auf die Grice nicht explizit eingeht. Bei Grice ist das Meinen die Instanz, auf die sich sprachliche Bedeutung reduzieren lässt. Das Sagen hat bei ihm eine dem Meinen untergeordnete Stellung und ist an Konventionen gekoppelt, die aber erst durch den Prozess des Meinens aufgrund allgemein gültiger Verhaltensweisen entstehen.

Bei Savigny ist es das Sagen, dieses durch Konventionen geregelte Sprechen, auf das sprachliche Bedeutung reduziert werden muss. Das Meinen ist nur ein Teilaspekt, der sich aus der Verwendung der Konventionen ergibt. Erst durch sprachliche Konventionen kann ein Meinen entstehen. Savigny formuliert drei Punkte, die einen empirischen Zusammenhang zwischen der konventionalen Bedeutung, die er selber stark macht, und dem Meinen, das er prinzipiell nicht abstreitet, dem er jedoch eine untergeordnete Stellung zuteilt, aufzeigen:

„(1) Was ein Sprecher im einzelnen Fall meint, in dem er sich mit seinem Sprechen an seine Konventionen hält, hat keine Bedeutung dafür, was er sagt (für die konventionale Bedeutung einer Äußerung). (2) Was Äußerungen konventionell bedeuten, ist nicht begrifflich, wohl aber empirisch sehr eng verknüpft damit, daß Sprecher im allgemeinen meinen, was sie sagen. (3) Daß wir eine bestimmte konventionale Sprache haben, ist nicht begrifflich, wohl aber - in anderer Weise als zu (2) - empirisch sehr eng verknüpft damit, daß Sprecher häufig mit bestimmten Motiven sprechen“¹⁶⁵.

In der Alltagssprache kommt es oft vor, dass etwas gesagt wird, das man nicht gemeint hat. Manchmal kommt es auch vor, dass man es nicht schafft, das zu sagen, was man meint. Dies betrifft das Wirkungsfeld des Meinens. In solchen Fällen behalten jedoch die Sprachkonventionen weiterhin ihre Gültigkeit. Sonst könnte man nicht Dinge sagen, die man eigentlich nicht meint. Gleichwohl könnte man sich fragen, ob man nicht immer etwas meint, sei es bei einer Lüge, dass der Hörer das Gesagte als das Gemeinte auffasst.

Dies entspricht der Argumentation Searles in seinem zu Grice angebrachten Gegenbeispiel des amerikanischen Soldaten¹⁶⁶. Obwohl man etwas sagt, das man nicht meint, behalten die Worte ihre konventionale und folglich schlicht ihre wörtliche Bedeutung bei. Eine konventionale Bedeutung ist in einem solchen Fall unabstreitbar, denn ein Adressat wird diese zweifelsohne verstehen. Dies sagt aber noch nichts über die letzte Instanz aus, die für die Konstitution sprachlicher Bedeutung verantwortlich ist. Savigny ist der Ansicht, dass es nicht die Absicht des Sprechers ist, die das, was er meint, zu dem macht, was er sagt, sondern dass es die

¹⁶⁵ Savigny (1983:259/260)

¹⁶⁶ Siehe Kapitel 4.1.3.

Leistung einer Konvention sei, die das, was man sagt, zu dem macht, was man meint und somit der Verständnissicherung dient.

Den Unterschied zwischen Sagen und Meinen auf Seiten des Sprechers erklärt Savigny folgendermaßen: „*Im ersten Fall [dem des Meinens] müssen wir seine Absichten untersuchen; im zweiten Fall [dem des Sagens] müssen wir untersuchen, was er unter welchen Umständen geäußert hat und wie die Äußerungsbedeutungsregeln seiner Sprache aussehen*“¹⁶⁷. Seine Äußerung, „*Man kann also sinnvoll fragen, was ein Sprecher gemeint hat, bevor man nach der von ihm möglicherweise benutzten Sprache fragt;[...]*“¹⁶⁸, könnte man zu Gunsten von Grice interpretieren. Erst einmal fragt man nach dem, was ein Sprecher meint, dann schaut man sich an, was er gesagt hat. Es bleibt fraglich, ob es Savigny in diesem Zusammenhang gelungen ist, sich gegen einen intentionalistischen Ansatz zu stellen.

Eine Äußerung, die sich von Grice wieder distanziert ist die Folgende: „*Ein Sprecher, der meint, was er sagt, hat die Absicht, das konventionale Ergebnis seiner Äußerung zustande zu bringen. Daß man das konventionale Ergebnis einer Äußerung dadurch zustande bringt, daß man die Äußerung mit der Absicht, das Ergebnis zustande zu bringen, tut, heißt nicht, daß man das Ergebnis mit der Äußerung dank der Absicht zustande bringt*“¹⁶⁹. Es ist allerdings unklar, ob er den Intentionalismus mit seiner Kritik trifft.

Der Kommentar, dass eine Sprache erst dadurch benutzbar wird, dass sie durch den Sprecher absichtlich gebraucht wird, wie es seiner Meinung nach dem Intentionalismus zufolge zu sein scheint, trifft nicht den Kern der intentionalistischen Argumentation. Dass die Meinenstheorie der konventionalen Bedeutung falsch ist, konnte Savigny nicht eindeutig zeigen. Das Argument, dass Sprache ein von Absichten gesteuertes Verhalten ist, welches von Sprechern an den Tag gelegt wird, um zu meinen, was eine Äußerung konventional bedeutet, ist ein zu schwacher Punkt, um ein tragendes Gegenargument zu sein.

5.1.5. Satzbedeutung versus Äußerungsbedeutung

Nach Savigny ist das, was die Leute sagen, auch das, was ihre Äußerungen bedeuten. Eine Theorie der Sprache muss dementsprechend erklären, wie es zustande kommt, dass Sprecher sagen, was sie sagen. Savigny zieht den Begriff *Schlüssel zur Brauchbarkeit* heran. Dabei handelt es sich um die Brauchbarkeit bestimmter sprachlicher Zeichen. Savigny nimmt Bezug auf seine Beispielsprache NIVEAU, in der eine Anzahl von Zeichen eine bestimmte Brauch-

¹⁶⁷ Savigny (1983:261)

¹⁶⁸ Savigny (1983:261)

¹⁶⁹ Savigny (1983:261)

barkeit im Gebrauch aufweisen. Dabei liegt der Schwerpunkt auf ihrer Brauchbarkeit in Bezug auf das Erzeugen von Äußerungsbedeutungen entsprechend der Äußerungsbedeutungsregeln.

Hat man beispielsweise in NIVEAU die Situation, dass ein Autofahrer den rechten Blinker setzt, dann bedeutet das, dass er nach rechts fahren wird. Dem Zeichen, den rechten Blinker zu setzen, folgt die Handlung, nach rechts abzubiegen. Somit steht das Zeichen, den rechten Blinker zu setzen, in Verbindung mit dem tatsächlichen Abbiegen nach rechts. Dieses ist der Schlüssel zur Brauchbarkeit des Zeichens.

Das Zeichen erhält dann die Äußerungsbedeutung, dass der Fahrer nach rechts abbiegen will. Savigny beschreibt dies folgendermaßen: *„Wir haben den Zeichen befremdliche Dinge angehängt, die sie in Verbindung mit passenden Äußerungsbedeutungsregeln für die Erzeugung von Äußerungsbedeutungen brauchbar machen“*¹⁷⁰. Eine Regel setzt dann die Beziehung, die zwischen einem Schlüssel zur Brauchbarkeit und einer bestimmten Äußerungssituation herrscht.

Savigny behauptet, dass sich die Propositionen der Äußerungsbedeutungen mit den Schlüsseln zur Brauchbarkeit der verwendeten Zeichen decken. Lediglich die illokutionäre Rolle der Zeichen muss noch erklärt werden. Doch die ergibt sich aus der Art und Weise, wie der Sprecher das tut, was durch seinen Schlüssel zur Brauchbarkeit zustande kommt. Tatsächlich ähneln nach Savigny die Schlüssel zur Brauchbarkeit den Satzbedeutungen.

Die Schlüssel zur Brauchbarkeit werden meist durch dass-Sätze gekennzeichnet. Es kommt darauf an, Sätze unter passenden Bedingungen zu äußern, um so eine bedeutungsvolle Äußerung zu realisieren. Den Kreis schließt Savigny folgendermaßen: *„Und die sb's [Schlüssel zur Brauchbarkeit] von Zeichen in NIVEAU sind das, was die Zeichen zur Äußerungsbedeutung beitragen, gerade wie die Satzbedeutungen in natürlichen Sprachen das sind, was Sätze zu dem beitragen, was mit ihrer Äußerung gesagt wird“*¹⁷¹.

Die Satzbedeutungen sind schließlich dasjenige, was man Sätzen zuschreiben muss, damit sie sich in ihrer Brauchbarkeit von anderen Äußerungsbedeutungen unterscheiden. Dies ist nach Savigny der Schlüssel zur Brauchbarkeit. Satzbedeutungen bezeichnet Savigny als theoretische Dinge, die man Sätzen anhängt, so dass ein empirisches Regelsystem auf die Beine gestellt werden kann, welches schließlich die Bedeutungen der Äußerungen jener Sprache angeben kann.

Die Satzbedeutung bezeichnet Savigny als weitaus theoretischer als die Äußerungsbedeutung. Die Äußerungsbedeutung lehnt sich stark an in Gruppen geltende Verhaltensweisen an. Diese Verhaltensweisen wiederum sind regelgebunden, denn schließlich ist Sprachverhalten nichts weiter als eine besondere Form regelfolgenden Verhaltens. In den Kreis der Äußerungsbedeutung spielt somit ein pragmatischer Kontext hinein, der auf der Ebene der Satzbedeutungen seine Relevanz verliert.

Savigny betont in seinen Untersuchungen die elementare Stellung der Regeln und Konventionen für den Sprachgebrauch. Für ihn ist der Abschluss eines Sprechaktes das Verstehen einer Äußerung auf der Seite eines Adressaten. Aus diesem Grund setzt Savigny den Ausgangspunkt für seine Fragestellungen genau in diesem Verstehen an. Um etwas meinen zu können, das auch auf einer Verstehensbasis Relevanz hat, muss auf Konventionen und Regeln zurückgegriffen werden. Sie sichern das Meinen und das Verstehen, welche gleichsam die zwei Seiten eines einzigen Aktes der Kommunikation markieren.

Savigny rückt den Begriff der Konventionalität von Sprache ins Zentrum seiner sprachtheoretischen Untersuchungen. Die konstitutive Rolle sprachlicher Konventionen und Regeln für einen Begriff der sprachlichen Bedeutung wurden seiner Meinung nach sowohl von Grice als auch von Searle ungenügend beachtet. Seiner Meinung nach gründet sich Sprache auf dem Fundament konventionaler Festlegungen und Regeln und erst auf diesem Fundament kann ein Sprecher meinensbasierte Äußerungen formulieren.

Für das Modell der Bedeutungstrias wurde durch Savignys Untersuchungen das Spektrum im Bereich des Hörers oder Adressaten eines Sprechaktes beleuchtet. Auf der Seite des Hörers ist Kommunikation im Sinne eines Verstehens eng an regeltheoretische und konventionale Aspekte gebunden. Was wir anhand Savignys Überlegungen sehen konnten, ist, dass die Bedeutung eines sprachlichen Ausdrucks nicht von dessen intendierten illokutionären oder perlokutionären Effekten abhängt, gewissermaßen den primären Absichten des Sprechers.

Letztlich betont Savigny, dass die Sprachkonventionen als Regeln des Gebrauches sprachlicher Ausdrücke zu verstehen sind, die nicht als explizite Bedeutungsfestlegungen im Sinne referenzieller, definitorischer Entitäten begriffen werden sollen. Der aktuelle Gebrauch dient immer wieder als Regel oder Norm für den nächsten Gebrauch. Wobei diese auch verletzt oder abgeschafft werden können. Man kann sagen, dass Kommunikation im Sinne Savignys durch die Sprache hindurch stattfindet.

¹⁷⁰ Savigny (1983:286)

Dennoch, betrachtet man den illokutionären Akt als einen wesentlichen Akt innerhalb kommunikativer Interaktion, muss man eine Sprecher- und eine Äußerungsbedeutung als Hörer durchaus berücksichtigen, um die Illokution zu verstehen. In diesem Fall ist es so, dass die Äußerungsbedeutung dazu dient, die Sprecherbedeutung zu interpretieren. Die Hörerbedeutung muss dann berücksichtigen, dass sich die Sprecherbedeutung im Wesentlichen über die Sprecherabsichten konstituiert.

Zudem müssen die Sanktionen, die einen Begriff der Regel notwendig begleiten, relativ zu den Fehlschlägen in Bezug auf die Regel gesehen werden, die wiederum mit einer Sprecherabsicht in Korrelation stehen. Denn sprachliche Handlungen schlagen fehl in Bezug auf die Handlungsintention. Denn schließlich erreicht ein Sprecher bei einem fehlgeschlagenen Sprechakt sein intendiertes Sprechziel nicht. Dies muss also berücksichtigt werden bei einer konventionalen Explikation sprachlicher Bedeutung.

Die Pole des strengen Intentionalismus und des strengen Konventionalismus machen deutlich, dass beide Positionen Elemente des anderen voraussetzen, obwohl sie sich gegenseitig negieren. Während der Intentionalismus die aktualen Sprechaktsituationen untersucht, in denen das Subjektive im Vordergrund steht und somit vor allen Dingen missverständliche Handlungen untersucht werden, beschäftigt sich der Konventionalismus mit der gemeinsamen Praxis eines allgemein gültigen Sprechens und Verstehens. Interaktive Kommunikation setzt sich aber letztlich aus beiden Parametern zusammen.

Bevor ich die beiden Positionen in Bezug auf das Modell der Bedeutungstrias weiter besprechen werde, möchte ich noch einen anderen Autor erwähnen. Wir werden im Folgenden Davidsons sprachtheoretische Untersuchungen betrachten, die zu dem fulminanten Schluss kommen werden, dass eine Sprache gar keiner Konventionen bedarf. Sprache funktioniert ohne ihr System. Dies klingt dramatischer, als es sein wird. Genauer sagt Davidson: Kommunikation und Verstehen funktionieren auch ohne einen Bezug auf Konventionen und Sprache.

5.2. Davidson interpretiert

Donald Davidson gilt als einer der führenden Vertreter der analytischen Philosophie und hat sich in den letzten Jahren im Wesentlichen mit zwei Themenschwerpunkten beschäftigt: Zum einen geht Davidson der Frage nach einer systematischen Bedeutungstheorie für die natürlichen Sprachen mit der Kernfrage nach dem Verstehen nach und zum anderen untersucht er

¹⁷¹ Savigny (1983:311)

die Frage nach einer Analyse von Handlungen und Ereignissen. In der vorliegenden Arbeit werden wir uns mit dem für uns relevanten ersten Punkt beschäftigen.

Ein wichtiger Aspekt innerhalb seiner sprachrelevanten Untersuchungen ist das Konzept der *Interpretation* oder *radikalen Interpretation*. Davidson formuliert eine Interpretationstheorie¹⁷², die er mithilfe von Alfred Tarskis¹⁷³ rekursiver Wahrheitstheorie entwickelt, welche das Projekt darstellt, eine Wahrheitsdefinition für formalisierte Sprachen zu erstellen.

Das Werk „Wahrheit und Interpretation“, in welchem Davidson wichtige Aufsätze zu sprachlicher Bedeutung und zu Verstehen publiziert hat, beinhaltet 18 Aufsätze, die in den Jahren zwischen 1965 und 1982 entstanden sind. Dort untersucht er das Funktionieren von Sprache und beschäftigt sich mit der Frage, was es in einer natürlichen Sprache heißt, eine sprachliche Äußerung zu verstehen. Im Spannungsfeld der Begriffe *Wahrheit* und *Interpretation* zeichnet Davidson eine Struktur für eine systematische Bedeutungstheorie, in deren Zentrum die Explikation des Begriffs *Verstehen* steht.

In Davidsons Werk „Wahrheit und Interpretation“ finden sich drei Aufsätze, auf die im Rahmen dieser Arbeit im Besonderen Bezug genommen werden soll. Zum einen handelt es sich um den Aufsatz „Wahrheit und Bedeutung“, zum anderen um den Aufsatz „Radikale Interpretation“ und schließlich um den Aufsatz „Kommunikation und Konvention“. Davidsons bedeutungstheoretischer Ansatz ist von Interesse für das Modell der Bedeutungstheorie, da er den starken Konventionalismus von Savigny, der besagt, dass Konventionen für sprachliche Bedeutung und das Verstehen konstitutiv sind, abschwächt. Sein Ansatz wird zeigen, dass Konventionen für Kommunikation zwar hilfreich sind, aber nicht notwendig.

Davidson greift den Konventionalismus insofern an, als er behauptet, dass Konventionen die Verbindung zwischen vorsprachlichen intentionalen Zuständen und sprachlicher Bedeutung nicht herstellen. Statt dessen sind sie eine Hilfe bei der radikalen Interpretation. Ich möchte nun im Folgenden die Grundthesen Davidsons skizzieren, die ihn zu der Behauptung führen, dass Konventionen nicht konstitutiv für Sprache sind. Welchen Einfluss dies auf das Modell der Bedeutungstheorie hat, möchte ich im Anschluss besprechen.

5.2.1. *Grundlegend für die Bedeutung ist Wahrheit*

In „Wahrheit und Bedeutung“, einem Aufsatz von 1967, formuliert Davidson einen ersten Entwurf zu einer Bedeutungstheorie für natürliche Sprachen, wobei im Titel schon die These

¹⁷² Unter *Interpretationstheorie* ist an dieser Stelle eine Theorie zu verstehen, die für jede mögliche sinntragende Äußerung einer Sprache deren Wahrheitsbedingungen charakterisiert.

vorgezeichnet wird, dass der Wahrheitsbegriff einen grundlegenden Wert für die Explikation sprachlicher Bedeutung hat. Sein Ziel ist es, eine wahrheitskonditionale Semantik zu verfassen.

Davidson leitet „Wahrheit und Bedeutung“ mit der von vielen Sprachphilosophen aufgeworfenen Frage ein, inwiefern die Bedeutung von Sätzen von den Bedeutungen der Wörter eines Satzes abhängt. Dabei geht er vorerst auf Untersuchungen von Frege ein, die besagen, dass jedem Wort eines Satzes eine Entität als Bedeutung zugeordnet werden kann, wobei verschiedenen Wortklassen verschiedene Klassifikationen an Entitäten zukommen. So gilt ein Prädikat oder auch ein singulärer Terminus bei Frege als eine unvollständige Entität, die nur im Zusammenhang eines Satzes an Bedeutung gewinnt. Unabhängig von einem Satz kommt ihnen keine Bedeutung zu.

Die Bedeutungen der Wörter ergeben sich folglich zum einen aus dem Kontext, in den sie strukturell eingegliedert sind, und zum anderen aus ihrem Bezug zu außersprachlichen Gegenständen und Sachverhalten. Ein singulärer Terminus ist gleichsam mit seinem Bezug gleichzusetzen. Eine Bedeutung ist mit dem Gegenstand, auf den sie Bezug nimmt, gleichzusetzen. Diese Annahme Freges führt Davidson ad absurdum. Denn nach dieser Annahme müssten zwei Sätze, die denselben Wahrheitswert haben, auch denselben Bezug haben. So hätte dann jeder Satz, dessen Bedeutung als das, worauf er sich bezieht, festgelegt wurde, sofern er denselben Wahrheitswert hat, dieselbe Bedeutung. Er wäre folglich synonym.

Die Fragen der Bedeutung werden nach Ansicht Davidsons nicht durch außersprachliche Bezüge aufgeklärt. Ausgangspunkt für die Erklärung der Bedeutung eines Satzes ist die Erklärung der Bedeutung seiner Einzelteile. Dies besagt, dass sich die Bedeutung komplexer Ausdrücke aus den Bedeutungen der einfachen Ausdrücke ergibt, die den komplexen Ausdruck zusammensetzen.

Dieser Aspekt der Kompositionalität bildet eine wichtige Voraussetzung für die Erklärung von Sprache, da er die Grundlage liefert, auf der ein Sprecher mit der Kenntnis einer nur endlichen Anzahl von Ausdrücken eine unendliche Anzahl komplexer Ausdrücke und Sätze bilden kann. Eine Explikation einer natürlichen Sprache bedarf dieser Annahme, da sie nur auf eine endliche Anzahl von sprachlichen Elementen zurückgreifen kann.

Davidson entwickelt eine wahrheitskonditionale Semantik und möchte in diesem Zusammenhang ein formales Verfahren angeben, mit welchem man für sprachliche Ausdrücke bestim-

¹⁷³ Die Grundzüge in Tarski (1977), oder Tarski (1935).

men kann, ob sie unabhängig von ihrem Gefüge sinnvoll sind oder nicht. Dabei werden diese Ausdrücke aus einem feststehenden, endlichen Vorrat an kleinsten syntaktischen Elementen entnommen.

Es kommt an dieser Stelle zu einer Interdependenz von Syntax und Semantik in dem Sinne, dass die Syntax eine Semantik angeben soll. Doch genau diese Interdependenz bleibt fraglich, denn die Kenntnis struktureller Merkmale, wie sie die Syntax für die Sinnhaftigkeit eines Satzes liefert, und die Kenntnis der Bedeutung der Bestandteile eines Satzes im Sinne eines Lexikons ergeben nicht die Kenntnis dessen, was ein Satz schließlich bedeutet. Dieser Ausgangspunkt einer rekursiven Syntax führt nicht zu einer rekursiven Semantik, auf die Davidson aber letzten Endes hinaus will.

Davidson wendet sich von der Vorgehensweise ab, davon auszugehen, dass die Teile eines Satzes Bedeutung haben. Dies tut er aber nur insoweit, als er dennoch behauptet, dass die Satzteile einen systematischen Beitrag zur Gesamtbedeutung des Satzes leisten¹⁷⁴. Um zur Bedeutung des Satzteilens „Der Adjutant des Königs“¹⁷⁵ zu kommen, genügt es seiner Ansicht nach, wenn man die Bedeutung von *König* angeben kann. Dieses kann man in Form des Bezuges in der Art, dass der Ausdruck „König“ sich auf den König bezieht.

Die Bedeutung des Gesamtausdrucks „Der Adjutant des Königs“ erschließt sich dann über einen rekursiven Mechanismus, der besagt, dass sich der *Adjutant* auf die Entität bezieht, die mit *König* bezeichnet wird. Es ist in diesem Fall nicht nötig, die Bedeutung der Teile „der“, „Adjutant“, „des“ anzugeben, um auf die Bedeutung des ganzen Ausdrucks zu schließen. Davidson geht weiter als Frege, der sagte, dass ein Wort nur im Zusammenhang eines Satzes Bedeutung hat, indem er sagt, dass ein Satz nur im Zusammenhang einer Sprache Bedeutung hat¹⁷⁶. An dieser Stelle greift Davidson auf Tarskis Wahrheitstheorie zurück.

Eine Bedeutungstheorie für eine natürliche Sprache muss nach Davidson erklären, wie die Bedeutung der Sätze von den Bedeutungen der Wörter abhängt und wie es sein kann, dass man mit einer endlichen Anzahl an einfachen Ausdrücken eine unendliche Anzahl zusammengesetzter Ausdrücke bilden kann. Die Erklärung bietet die Tatsache, dass man Wahrheitsbedingungen für die Bestandteile der Sprache angeben kann. Hauptuntersuchungsgegenstand ist das Wissen der Sprecher, das für das sprachliche Verstehen hinreichend ist. Eine

¹⁷⁴ Vgl. Davidson (1999a:47); (engl.:1991a:22)

¹⁷⁵ Davidson verwendet das Beispiel von „der Vater von Annette“ (1999a:41); (engl.:1991a:18).

¹⁷⁶ Vgl. Davidson (1999a:47); (engl.:1991a:22)

Theorie, wie sie Davidson formulieren will, muss für jeden möglichen Satz einer natürlichen Sprache dessen Bedeutung angeben können.

Im Gegensatz zu Tarski, dessen Ziel es war, eine Wahrheitstheorie für eine formalisierte Sprache anzugeben, ist es Davidsons Ziel, eine Wahrheitstheorie für natürliche Sprachen *in* einer natürlichen Sprache anzugeben. Tarskis Wahrheitsdefinition, in der es um eine widerspruchsfreie formale Definition des Wahrheitsbegriffs für formale Sprachen geht, wendet Davidson letztlich unter gewissen Veränderungen auf die Semantik natürlicher Sprachen an. Allerdings setzt Tarski für seine Explikation des Begriffs der Wahrheit Bedeutung bereits voraus. Dieses Faktum dreht Davidson um und setzt den Begriff der Wahrheit voraus, um Bedeutung zu explizieren.

Davidson betrachtet den Wahrheitsaspekt für Äußerungen und möchte zeigen, dass die Bedeutung einer Äußerung mit den Bedingungen, unter denen sie wahr ist, in Verbindung zu bringen ist. Dass man den semantischen Wahrheitsbegriff eines Satzes oder einer Äußerung kennt, heißt, dass man weiß, wann ein beliebiger Satz wahr ist. In letzter Konsequenz heißt das nichts anderes, als dass der Satz verstanden worden ist.

Den Begriff der Wahrheit muss Davidson in Zusammenhang mit seinen Überlegungen zu einer Bedeutungstheorie für die natürlichen Sprachen in Relation setzen zu den Kontextfaktoren, die das Umfeld einer Äußerung darstellen. Dies bedeutet, dass Wahrheit zu einer Beziehung zwischen einem Satz, einer Person in Form eines Sprechers und einem Zeitpunkt wird. Tarskis Theorem¹⁷⁷, *dass x in einer Sprache dann und nur dann wahr ist, wenn p, wobei p ein beliebiger Satz und x der Name des Satzes ist*, wendet Davidson¹⁷⁸ als Kriterium für eine Bedeutungstheorie an.

Davidson formuliert letztlich folgendes Theorem, welches berücksichtigen soll, dass Äußerungen dadurch gekennzeichnet sind, dass ihr Verstehen auf einen Sprecher und einen Kontext bezogen ist: *'s' ist wahr für Sprecher x zur Zeit t dann und nur dann, wenn p*¹⁷⁹. Tarski liefert Davidson in diesem Zusammenhang die Definition dafür, was es heißt, dass ein Ausdruck in einer Sprache wahr ist. Somit ist das zentrale Kriterium in Davidsons Überlegungen *ist wahr* und mit diesem Kriterium konstruiert er seine auf Wahrheitsbedingungen basierende Semantik.

¹⁷⁷ Dieses Theorem wird auch *Theorem* oder *Schema W* genannt. Es besagt, dass der Name eines Satzes x in einer Sprache L dann und nur dann wahr ist, wenn p. p steht dabei für einen Satz. Dieses Schema ist Tarskis berühmte *Konvention W*. Damit hat Tarski versucht, den Begriff der Wahrheit in Bezug auf formalisierte Sprachen zu erklären. Grundtheorem von Tarski (1977:145).

¹⁷⁸ Davidson (1999a:48); (engl.:1991a:23)

Bei einem Satz der Art „Anton hat Hunger“ muss eine Theorie, welche die Wahrheitsbedingungen eines Satzes beschreiben will, angeben können, wo und wann dieser Ausdruck vorkommt, so dass wechselnde Sprecher und Zeitpunkte berücksichtigt werden können. Der Satz „Anton hat Hunger“ ist folglich nur dann wahr, wenn Anton zum Zeitpunkt der Äußerung dieses Ausdrucks tatsächlich Hunger hatte.

Im Gegensatz zu Tarski, der durch sein Theorem voraussetzt, dass die Bedeutung der Objekt- wie auch der Metasprache bekannt sein muss, um seine Konvention *W* anzuwenden, muss man bei Davidson nur wissen, wann diese *W*-Äquivalenzen wahr sind. Davidson umgeht dabei die Schwierigkeit, dass der Satz auf der rechten Seite des Konditionals *S ist wahr genau dann, wenn p* in den auf der linken Seite übersetzt werden muss. Stattdessen handelt es sich bei Davidson um einen Fall von Interpretation, bei dem die rechte Seite des Konditionals die Bedingungen angibt, unter denen der Satz oder die Äußerung wahr ist. Tarskis Wahrheitstheorie deutet Davidson empirisch, um auf diesem Wege eine interpretative Theorie für eine natürliche Sprache zu erhalten.

Zugleich verfolgt er ein holistisches Sprachbild, demzufolge sich die Bedeutungen einzelner sprachlicher Ausdrücke nur auf der Basis der Gesamtheit von Sprache erklären lassen. Im Anschluss an seine wahrheitstheoretischen Untersuchungen widmet sich Davidson der Frage, wie ein Interpret die Äußerungen seiner eigenen Sprache den entsprechenden Äußerungen einer fremden Sprache zuordnen kann. Auf diese Frage stößt man, sobald man davon ausgeht, dass eine Objekt- und eine Metasprache strikt unterschieden werden müssen, beispielsweise in dem Falle, dass man für eine fremde Sprache anhand der eigenen Sprache Wahrheitsbedingungen angeben möchte.

5.2.2. Radikal interpretiert

Aufgrund dieser Fragestellung entstand sein Aufsatz „Radikale Interpretation“ aus dem Jahre 1973, der ebenfalls in dem Band „Wahrheit und Interpretation“ erschienen ist. In diesem Zusammenhang stehen ebenfalls die Aufsätze „Der Begriff des Glaubens und die Grundlage der Bedeutung“ von 1974 und „Denken und Reden“ von 1975, auf die ebenfalls Bezug genommen wird. Davidson fragt nach dem Wissen, das Sprachteilnehmer dazu befähigt, sprachliche Äußerungen zu interpretieren und ihnen somit Bedeutung zukommen zu lassen.

¹⁷⁹ Vgl. Davidson (1999a:65) ; (engl.:1991a:34)

Das Gedankenexperiment, das diesem Aufsatz zu Grunde liegt, ist der Gedanke einer radikalen Interpretation¹⁸⁰, die sich über eine Bedeutungstheorie erschließt, welche sich aus Axiomen und Theoremen speist, die den Worten und Sätzen einer Sprache semantische Eigenschaften zuschreiben. Davidson geht dabei von einem radikalen Interpreten aus, der sprachliche Äußerungen von Sprechern einer für ihn fremden und unbekanntem Sprache interpretieren will, ohne dass er auf einen Übersetzer oder ein Wörterbuch zurückgreifen kann.

Lediglich über das sprachliche und nicht-sprachliche Verhalten der Sprecher in kommunikativen Situationen soll sich dem Interpret die sprachliche Bedeutung anhand einer Wahrheitstheorie im Sinne Tarskis erschließen. Aus dieser Annahme entwickelt Davidson seine Theorie der radikalen Interpretation, welche die maßgebliche Voraussetzung für das Verstehen ist.

Wenn man von einer Theorie ausgeht, welche das Faktum der Interpretation zulässt, dann muss man auch fragen können, welches die Belege sind, über die ein solcher Interpret verfügen müsste. Denn er muss die Sätze der zu interpretierenden Sprache in erster Linie auf die Richtigkeit ihrer Wahrheitsbedingungen prüfen, ohne deren Bedeutung zu kennen. Dabei sei Interpretation sowohl im Falle der Muttersprache berücksichtigt als auch im Falle einer fremden Sprache. Wann immer ein Sprecher die Äußerungen eines anderen Sprechers versteht, spricht Davidson von *radikaler Interpretation*¹⁸¹.

Eine erste Annahme, welcher Art dieses Wissen sein könnte, wäre, dass es das Wissen sei, was eben jeder bedeutungstragende Ausdruck in dem Sinne eines sich auf etwas Beziehens bedeutet. Doch diese Annahme klärt nicht viel. Denn sie besagt nichts über dieses bestimmte Wissen darüber, was ein Ausdruck letztlich bedeutet. Zudem setzt sie einen entitätenhaften Charakter der Bedeutung voraus, der mit außerordentlichen Schwierigkeiten verbunden ist. Tatsächlich aber spielen bei der Interpretation gesprochener Sprache die beiden Begriffe *Glauben* und *Bedeutung* für Davidson eine fundamentale Rolle.

Der Aspekt des Sprachverhaltens, in welchem das Glauben der Sprecher in Form von Überzeugungen einfließt, ist zur Erklärung von Sprache ebenso zentral wie der Begriff der Bedeutung, den Davidson über Wahrheitsbedingungen zu erklären sucht. Eine Theorie der Interpretation stützt sich letztlich auf dieses Sprachverhalten und gibt an, was bestimmte Äußerungen der Sprachteilnehmer bedeuten.

¹⁸⁰ Die Idee der radikalen Interpretation entnimmt Davidson dem Gedankenexperiment seines Lehrers Quine der radikalen Übersetzung, wobei er sich deutlich davon unterscheidet. Der Begriff *Interpretation* betont dabei den Akt des Sinn-Gebens der zu interpretierenden Aussagen und *radikal* meint, dass der Interpret keinen Zugang zu der zu interpretierenden Sprache haben muss.

¹⁸¹ Vgl. Davidson (1999b:183); (engl.:1991b:125)

Was ein Interpret im Rahmen einer Explikation des Verstehens können muss, ist, jeden der unendlich vielen Sätze, die ein Sprecher äußern könnte, zu verstehen und ihm Bedeutung zuzuschreiben. Eine Interpretationstheorie muss zeigen können, welche Belege der Interpret zur Interpretation heranziehen muss. Davidson versucht, eine Theorie aufzustellen, die erklärt, wie die Interpretation eines Interpretieren in einer Sprache funktioniert. Dazu muss man davon ausgehen, dass die Sprache, welche die Interpretationstheorie erklärt, nicht die Gegenstandssprache ist.

Folglich muss man mindestens von einer Objektsprache und einer Metasprache ausgehen, also von der Sprache, über die etwas gesagt wird, und von der Sprache, mit der etwas über eine andere Sprache gesagt wird. Führt man die Interpretationstheorie noch weiter aus und bezieht die Interpretation von sprachlichen Ausdrücken aus einer fremden Sprache mit ein, dann muss man zusätzlich von der Subjektsprache ausgehen, also der Sprache, die das Subjekt, das die Interpretation vollzieht, beherrscht.

Dennoch hält Davidson die Kluft zwischen Objektsprache und Metasprache relativ klein. Und das muss er schließlich auch, will er eine Bedeutungstheorie über natürliche Sprachen in einer natürlichen Sprache halten. Dies gelingt ihm dadurch, dass er den Begriff der Wahrheit voraussetzt und seine Theorie auf der Ebene einer Theorie bleibt, somit keine definitorischen Ansätze verfolgt, die wiederum per se eine Metasprache erfordern.

Eine Interpretationstheorie muss sich neben der Semantik auch mit der Struktur der Sätze befassen. Aber das muss sie eben nicht in dem Sinne, dass sie erklären soll, wie die Bedeutungen der Sätze von ihrer Struktur abhängen, sondern in dem Sinne, dass sie Aufschluss über die semantische Struktur gibt. Dabei wird die Interpretation komplexer Ausdrücke von der Interpretation einfacher Ausdrücke abhängen. Indem Davidson auch den Aspekt der Interpretation sprachlicher Ausdrücke in einer fremden Sprache in seine Überlegungen einbezieht, muss er auf eine Theorie der Übersetzung Bezug nehmen.

Die Interpretationstheorie einer Objektsprache bezeichnet er als eine Korrelation zwischen einer strukturell erhellenden Theorie der Interpretation sowie einem System zur Übersetzung von einer fremden Sprache in die Objekt- beziehungsweise Subjektsprache¹⁸². Davidson greift für den Fall der Übersetzung auf das Theorem Tarskis zurück. Der Begriff der Erfüllung spielt eine zentrale Rolle, denn das Theorem ist entweder erfüllt oder nicht. Axiome bestim-

¹⁸² Vgl. Davidson (1999b:190); (engl.:1991b:130)

men, ob die Bedingungen einfacher oder aber auch komplexer Sätze auf der Grundlage einfacher Sätze erfüllt werden.

Tarski untersuchte die formalisierten Sprachen, in denen es keine deiktischen und demonstrativen Aspekte gibt, auf die rekursiv zurückgegriffen wird. In diesem Fall kann man Sätze als Vehikel von Wahrheit durchaus annehmen. In den natürlichen Sprachen finden sich jedoch eine Reihe von Indikatoren, die eine Wahrheitsbestimmung erschweren, was den Zeitpunkt der Äußerung und die Sprecher betrifft. Somit muss die Wahrheit mit Bezug auf eine Sprache immer relativ zu einem Zeitpunkt und einem Sprecher bestimmbar sein.

Davidson stellt die Frage, ob es überhaupt möglich ist, im Sinne einer radikalen Interpretation eine Wahrheitstheorie einer natürlichen Sprache aufzustellen. Dies fragte er sich an einer Stelle, an der er soweit ausschließlich mit formalisierten Sprachen beschäftigt war. Die Wahrheitsbedingungen, die dabei für einen Satz angegeben werden können, spielen eine zentrale Rolle.

Eine Wahrheitstheorie mit Bezug auf natürliche Sprachen wird die Wahrheit nicht für die gesamte Sprache, sondern in erster Linie für einen repräsentativen Teil angeben. Die übrigen Sätze der Sprache werden wiederum in Bezug zu diesem ersten Teil auf ihre Wahrheit hin charakterisiert. Sätze des repräsentativen Teils der Sprache geben dann die erhellende Einsicht in die logische Form beziehungsweise die Tiefenstruktur der Sätze.

Die Belege, die für die Bestimmung der Wahrheit eines Satzes relevant sind, beziehen sich auf Fakten über das Verhalten und die Einstellungen der Sprecher in Bezug auf die Sätze, mit anderen Worten über das, was der Sprecher in Bezug auf die Sätze glaubt¹⁸³. Dies erfolgt jedoch nicht in einer detaillierten Darstellung der Überzeugungen und Intentionen des Sprechers. Stattdessen lässt sich die Beziehung zwischen Glauben und Bedeutung in der Form darstellen, dass ein Sprecher einen Satz aufgrund seiner Bedeutung für wahr hält und ebenso aufgrund dessen, was er glaubt.

Es zeichnet sich eine enge Verbindung zwischen Glauben und Bedeutung ab, die darauf zurückzuführen ist, dass ein detailliertes Verständnis der Intentionen und Überzeugungen eines Sprechers ohne einen Bezug auf seine Äußerungen nicht möglich ist. Sobald ein Sprecher einen Satz für wahr hält, weiß er, was der Satz bedeutet, und damit sind Glaubensannahmen verknüpft, die ihm hinlänglich bekannt sind.

¹⁸³ Vgl. Davidson (1999b:194); (engl.:1991b:133)

Sätze werden als eine Zusammensetzung verschiedener kleinerer Teilstücke eines Satzes verstanden. In Tarskis Wahrheitstheorem gelten Sätze als wahr, weil die rechte Seite des Bikonditionals eine Übersetzung des Satzes ist, dessen Wahrheitsbedingungen angegeben werden. Davidson möchte im Gegensatz dazu die Wahrheit als grundlegend voraussetzen und so den Begriff der Interpretation explizieren.

Dieser Schachzug Davidsons in Bezug auf die radikale Interpretation erklärt sich durch die Tatsache, dass in Bezug auf Interpretation die Wahrheit das einzige Kriterium ist, welches als grundlegend erachtet werden kann. Die Möglichkeit, sprachliche Bedeutung mithilfe nicht-sprachlicher Intentionen und Überzeugungen zu explizieren, wie dies von Grice vorgenommen wurde, zweifelt Davidson an. Die Reduktion sprachlicher Bedeutung auf nichtsprachliche Intentionen hält Davidson für falsch¹⁸⁴. Offensichtlich geht Davidson wie auch Savigny über den Begriff des Verstehens oder eben der Interpretation eine Explikation sprachlicher Bedeutung an. Allerdings zeichnet er sich von Savigny insofern ab, als dass er den Begriff der konstitutiven Konvention anzweifelt.

Der Glaube, dass man einen Satz für wahr hält, ist eine Einstellung, die einen Anspruch auf Allgemeingültigkeit erhebt. Man kann nämlich durchaus davon ausgehen, dass ein Interpret in der Lage ist, die Einstellung, dass der Sprecher einen Satz für wahr hält, zu erkennen, da er das Wissen haben kann, dass ein Sprecher durch die Äußerung eine konkrete, aktuelle Wahrheit mitzuteilen beabsichtigt, die der Interpret nicht kennt, obwohl er weiß, dass genau dies der Fall ist.

Eine Interpretationstheorie, die für eine unbekannte Sprache entworfen werden soll, würde nach Davidson damit anfangen, diejenigen Klassen von Sätzen zu identifizieren, die von den meisten Sprachteilnehmern überwiegend immer für wahr oder immer für falsch gehalten werden¹⁸⁵. Anhand der Muster des logischen Schließens können Rückschlüsse auf Quantoren, Junktoren und die Identität gemacht werden. Dann werden Sätze untersucht, deren Indikatoren dafür verantwortlich sind, dass die Sätze je nach Veränderungen in der Welt mal wahr und mal falsch sind. Nach diesen Untersuchungen kann man sich auch an Sätze heranwagen, über dessen Wahrheitsgehalt gar keine Einigkeit besteht.

Für Davidson steht eine formale Theorie der Wahrheit für natürliche Sprachen im Mittelpunkt seiner Untersuchungen, in denen die Begriffe der Wahrheit und Erfüllung sowie des Glaubens

¹⁸⁴ Vgl. Davidson (1999c:207); (engl.1991c:143)

¹⁸⁵ Die Wortwahl, die auch bei Davidson zu finden ist, erhält durch Worte wie „überwiegend“ eine gewisse Unbestimmtheit und Unklarheit.

eine zentrale Rolle spielen. Die Bedingungen, unter denen ein Sprecher einen Satz für wahr hält, sind eine Voraussetzung dafür, für jeden Satz eine Interpretation angeben zu können. Ein wichtiges Faktum ist, dass ein Satz in einer natürlichen Sprache durch seine Wahrheitsbedingungen als wahr postuliert werden kann.

Dabei wird aber keine Entität festgelegt, die dann die Bedeutung trägt, vielmehr ist es so, dass gesagt werden kann, unter welchen Bedingungen die Äußerung eines Satzes als wahr anerkannt werden darf. Die radikale Interpretation versteht Davidson diesen Überlegungen zufolge als eine bedeutungstheoretische Konstruktion, welche die jeweiligen Äußerungen der Sprachteilnehmer an den konkreten Kontext knüpft, in dem sie geäußert werden. Hieraus ergeben sich die allgemein geltenden Wahrheitsbedingungen.

Ein gewisser Faktor der Unbestimmtheit schwingt im Begriff der Interpretation offenbar mit. Der Interpret muss sich darauf verlassen können, dass der Sprecher glaubt, dass der geäußerte Satz wahr ist. Dies ist eine notwendige Bedingung für das Verstehen und die Interpretation von bedeutungsvollen Sätzen. Diese Annahme, dass der Sprecher Recht hat mit dem, was er sagt, gründet auf dem Wohlwollen des Interpreten dem Sprecher gegenüber. Dies wird auch das *Principle of Charity*¹⁸⁶ genannt.

Das Prinzip der Nachsicht besagt, dass ein Interpret einem Sprecher wahre Überzeugungen zuschreiben muss sowie von einer Überzeugungsstruktur ausgehen muss, welche wenige Widersprüche in sich trägt. Die Basis bildet zudem ein gemeinsamer Weltbezug von Sprecher und Interpret und die Tatsache, dass der Interpret versucht, seine Überzeugungen und seinen Glauben an den des Sprechers einer anderen Sprache anzupassen. Dasjenige, worauf sich Sprachteilnehmer beim Sprechen beziehen, ist ein externer Gegenstand im Wahrnehmungsfeld der kommunizierenden Personen.

Der Begriff der Unbestimmtheit, den Davidson in seinen Untersuchungen anführt, erinnert an den Begriff der Unschärferelation für den Begriff der sprachlichen Bedeutung, der im dritten Kapitel dargelegt wurde. Ein kurzes Zitat Davidsons soll den Begriff beleuchten: „[...] ist die Unbestimmtheit nur wichtig, um darauf aufmerksam zu machen, wie die Interpretation der

¹⁸⁶ Es findet sich bei Davidson keine systematische Darstellung, was er mit dem *Principle of Charity* meint. Lediglich Hinweise in den verschiedenen Aufsätzen geben Aufschluss über die Konsistenz dieses Prinzips. Der radikale Interpret wendet es an, in dem er alle Äußerungen des Sprechers für wahr und konsistent hält. Das Prinzip der Nachsicht wird von Eichinger auf eine eingängige Weise rekonstruiert (2002:46-49). Siehe ebenfalls Glüer (1993:63-80). Ich werde mich im Folgenden auf Eichingers Übersetzung *Prinzip der Nachsicht* beziehen.

*gesprochenen Sprache Hand in Hand gehen muß mit der Interpretation des Handelns im allgemeinen, und daher auch mit der Zuschreibung von Wünschen und Überzeugungen“*¹⁸⁷.

Ich möchte diesen Gedanken kurz vertiefen und Davidsons Ansatz an dieser Stelle weiterdenken. Gerade der Begriff des Handelns ist in seiner Grundstruktur an eine Prozesshaftigkeit und Dynamik gebunden. Denn durch die Wünsche und Überzeugungen des Sprechers ist das Handeln stets einer Aktualisierung und Einmaligkeit unterworfen. In diesem Spannungsfeld dynamischer Prozesshaftigkeit gerät die sprachliche Bedeutung in einen Bereich der Unschärfe in dem Sinne, dass sie einem Zeitkontinuum und einem wechselnden Kontext unterworfen ist.

Davidson beschäftigt sich in seinem Aufsatz „Denken und Reden“ mit der Frage nach dem Zusammenhang von Sprache und Denken, einer Frage, die in der Einleitung dieser Arbeit angerissen wurde. An dieser Stelle soll auf die Frage zurückgekommen werden anhand dieses Aufsatzes von Davidson. Eine Abhängigkeit zwischen Sprache und Denken scheint offensichtlich zu sein, denn Sprache gebrauchen heißt Gedanken ausdrücken. So stellt es sich zumindest auf der Oberfläche vorerst dar.

In diesem Zusammenhang gebraucht Davidson innersubjektive Begriffe wie *beabsichtigen*, *glauben* und *überzeugt sein*, was nicht über die Tatsache hinwegtäuschen darf, dass er eine streng antiintentionalistische Sprachauffassung hat. Zwar führt er psychologische Begriffe ein, betont jedoch, dass diese ausschließlich über eine auf Wahrheitsbedingungen beruhende Semantik, die ein Verstehen in den Vordergrund rückt, erschlossen werden können.

Denn wenn ein Sprecher des Deutschen einen Satz der Art „Mein Bett ist gemütlich“ äußert, dann muss es innerhalb seines Absichtskataloges liegen, dass die Wörter, die er äußert, dann und nur dann wahr sind, wenn das Bett des Sprechers, auf das hingewiesen wird, zur Zeit der Äußerung tatsächlich auch gemütlich ist. Zudem muss es der Glauben des Sprechers sein, dass die geäußerten Wörter unter den gegebenen Umständen wahr sind¹⁸⁸.

Davidson geht von einer Gleichursprünglichkeit von Sprache und Denken aus¹⁸⁹. Für jeglichen Gedanken ist nach Davidson das Glauben von zentraler Bedeutung¹⁹⁰. Davidson geht von der Annahme aus, dass es ein System von Überzeugungen im Bereich des Glaubens gibt,

¹⁸⁷ Davidson (1999c:223); (engl.:1991c:154) „[...] indeterminacy is important only for calling attention to how the interpretation of speech must go hand in hand with the interpretation of action generally, and so with the attribution of desires and beliefs.”

¹⁸⁸ Vgl. Davidson (1999d:224); (engl.:1991d:155)

¹⁸⁹ Vgl. Davidson (1999d:225); (engl.:1991d:156)

¹⁹⁰ Vgl. Davidson (1999d:226); (engl.:1991d:156)

das einen Gedanken schließlich als durch ein logisches und erkenntnistheoretisches Netz eingefangen festlegt¹⁹¹. Ein Gedanke setzt eine Ansammlung an Überzeugungen voraus. Der Glaube setzt dies jedoch nicht voraus. Ein Gedanke ist somit ein System von Überzeugungen, das aber von dem Aspekt des Glaubens unabhängig ist.

Eine der Hauptthesen, die Davidson in diesem Artikel vertritt, ist die, dass ein vernunftbegabtes Wesen nur dann einen Gedanken haben kann, wenn es zugleich ein Interpret der Sprache eines Gegenübers ist¹⁹². Diese These entwickelt Davidson parallel zu seiner These der Gleichursprünglichkeit von Sprache und Denken. Davidson räumt die Möglichkeit ein, dass jemand Gedanken haben kann, für die er keine Worte findet. Dies ist ein Anhaltspunkt dafür, anzunehmen, dass das Denken nicht auf das Sprechen reduziert ist. Als logische Konsequenz folgt der Schluss, dass damit die Sprache keine Voraussetzung für das Denken ist.

Für die Gedanken gilt, dass es das Muster an Überzeugungen ist, welches die Erkenntnis von Gedanken gestattet¹⁹³, wiewohl die Gedanken nicht notwendig Überzeugungen sein müssen. Im Falle der Sprache ist es das Muster der für wahr gehaltenen Sätze, das den Sätzen Bedeutung gibt, obwohl der Aspekt der Wahrheit inhaltlich bei den meisten Sätzen keine Rolle spielt. Nach Davidson kann man wissen, dass ein Sprecher einen Satz für wahr hält, ohne zu wissen, was er damit meint und welche Überzeugungen er mit dem Satz verbindet¹⁹⁴. Wenn man weiß, dass ein Sprecher einen Satz für wahr hält und wie man jenen Satz interpretieren muss, dann kann man eine Überzeugungs- oder Glaubenszuschreibung machen.

Es bleibt die Frage, wie man von den von einem Sprecher unter bestimmten Umständen für wahr gehaltenen Sätzen auf seine Überzeugungen und schließlich auf die Bedeutung der geäußerten Worte schließen kann. Die Interpretation der gesprochenen Sprache ist durchaus von der Zuschreibung von Gedanken abhängig, denn ohne die Sprache wäre ein Interpret nicht in der Lage, Aussagen zu treffen über Unterscheidungen zwischen Gedanken, die wesentlich für die Erklärungen sind, die mitunter gemacht werden. Ziel der Untersuchungen Davidsons ist es, zu zeigen, dass nur sprachbegabte Wesen Gedanken haben.

Außerdem geht er von der Annahme aus, dass die in einem speziellen Kontext geäußerten Sätze nur auf der Grundlage der Einstellung des Fürwahrhaltens¹⁹⁵ interpretiert werden können. Gleichwohl ist der Begriff des Glaubens bei Davidson nicht im Sinne einer privaten Ein-

¹⁹¹ Vgl. Davidson (1999d:226); (engl.:1991d:157)

¹⁹² Vgl. Davidson (1999d:227); (engl.:1991d:157)

¹⁹³ Vgl. Davidson (1999d:233); (engl.:1991d:162)

¹⁹⁴ Vgl. Davidson (1999d:234); (engl.:1991d:162)

¹⁹⁵ Gemeint ist damit das Prinzip der Nachsicht .

stellung zu verstehen, die offensichtlich nicht zugänglich ist, sondern vielmehr in der Rolle, die das Glauben für die Interpretation von Sprache spielt.

Dieser Begriff des Glaubens ist mit der Einstellung des Fürwahrhaltens aufs Engste verknüpft, aber auch mit einer Sprachgemeinschaft. Schließlich kann ein Wesen, das die Fähigkeit besitzt, eine Sprache zu interpretieren, mit einer ebensolchen Sicherheit über einen Gedanken verfügen. Letztlich kann ein Sprecher nur dann etwas glauben, wenn er über die Möglichkeit verfügt, dass er sich auch irren kann und dies kann er nur, wenn er den Gegensatz zwischen Wahrheit und Irrtum und letztlich wahren und falschem Glauben begreifen und umsetzen kann¹⁹⁶.

Zusammenfassend kann man festhalten, dass Davidson, ausgehend vom Begriff des Verstehens, eine Analyse sprachlicher Bedeutung formuliert, die unter Bezugnahme auf die Theorien und Gedankengänge von Frege und Tarski die Wahrheitsbedingungen, die für die Bedeutung eines Satzes gelten, als grundlegend herausarbeitet. Das sprachliche Verstehen korreliert er mit einem Handlungsverstehen, das durch intentionale Einstellungen gleichsam durchwebt ist. Ein Betrachter, der die sprachlichen Äußerungen zu verstehen sucht - der Interpret in Davidsons Terminologie - steht nicht nur vor dem Problem, die Bedeutungen der Sätze zu verstehen, er muss auch verstehen, was der Sprecher glaubt und welche Überzeugungen und Einstellungen er hat. Aber auch dieses kann er über das Kriterium der Wahrheitsbedingungen erreichen.

Ein Verstehen der Überzeugungen eines Sprechers stellt der Interpret über die Wahrheitsbedingungen, die angeben, ob ein Satz unter den gegebenen Umständen wahr ist. Die Wahrheitsbedingungen sind der Schlüssel, um die intentionalen Einstellungen eines Sprechers zu unterscheiden. Sie öffnen gleichsam das semantische Feld, auf dem sich propositionale Inhalte von Sätzen mit den Glaubensannahmen und Überzeugungen des Sprechers vermengen.

Die Möglichkeit einer radikalen Interpretation erfüllt ein Sprecher im Sinne Davidsons, ohne jemals die Sprache gesprochen zu haben oder etwas über die Psyche der Sprecher zu wissen. Das Verstehen einer Sprache funktioniert alleinig über die Wahrheitsbedingungen, die wiederum die Tore öffnen zu den Bedeutungen der Sätze und den Einstellungen des Sprechers. Dabei macht der Interpret sich eine Vorstellung von den Interpretationen seines Sprechers und viceversa. Es gibt in einem Griceschen Sinne keine tatsächliche Erkenntnis der intentionalen Einstellungen, die über das mit den Wahrheitsbedingungen abgesteckte Feld hinausgehen.

¹⁹⁶ Vgl. Davidson (1999d:246); (engl.:1991d:170)

5.2.3. *Bedarf die Sprache der Konvention?*

Seine Untersuchungen zum Begriff der Konvention vertieft Davidson in weiteren Aufsätzen¹⁹⁷. Wir kommen nun an den Punkt, der in einem gewissen Sinne den Aspekt des Konventionalen innerhalb der Bedeutungstrias weiter differenziert. Vorerst möchte ich Davidsons Gedankengänge umreißen und sie dann zum Modell der Bedeutungstrias in Bezug setzen. Es zeichnet sich ab, dass Davidson den intentionalen Einstellungen der einzelnen Sprecher zunehmend eine größere Beachtung schenkt, allerdings nur in Relation zur Sprache, nicht um letztere zu erklären. Davidson ist bemüht, den nicht-korrekten Sprachgebrauch zu erklären, der sich dadurch auszeichnet, dass er dennoch verstanden wird. Denn es ist ein erstaunliches Faktum, dass der falsche Sprachgebrauch durchaus mitunter problemlos verstanden wird.

Davidson stellt sich die Frage, ob und in welchem Maße der Begriff der Konvention dazu beiträgt, das sprachlich interaktive Kommunizieren zu erklären¹⁹⁸. Es geht ihm also um den Stellenwert, den Konventionen für die sprachliche Bedeutung haben. Tatsächlich geht Davidson von der kaum zu bestreitenden Annahme aus, dass der Gebrauch eines Geräusches zur Bezugnahme auf das, worauf es sich bezieht, oder um das zu meinen, was es bedeutet, einer Willkürlichkeit unterliegt. Dieses Faktum müsse jedoch nicht notwendig auf einen konventionalen Aspekt innerhalb der Willkürlichkeit hinweisen.

Davidson verweist in seinen Überlegungen auf einen typischen Zirkel bei der Explikation sprachlicher Bedeutung. Eine Erklärung dessen, wie Sprache funktioniert, bedarf der Angabe der Bedeutung jeder tatsächlichen und möglichen sprachlichen Äußerung. Um aber eine solche Beschreibung überhaupt geben zu können, bedarf es bereits der Sprache. Wie also Regeln und Konventionen der Sprache angeben, ohne schon über eine Sprache zu verfügen? Dies zählt als ein gängiges Problem der Explikation sprachlicher Bedeutung unter Bezugnahme auf Regeln und Konventionen.

Ein möglicher Ausweg aus diesem Dilemma ist die Kontrastierung des Konventionsbegriffs mit Überzeugungen, Wünschen, Intentionen und Zwecken des Sprechers, die im Sinne des illokutionären Modus mit der buchstäblichen Bedeutung zusammenfallen müssen. Um einen Zusammenhang zwischen sprachlicher Bedeutung und den Einstellungen und Handlungen der Sprachteilnehmer herzustellen, kann die Konvention eine zentrale Rolle einnehmen. Davidson zitiert drei Theorieansätze, die sich mit einem Konventionsbegriff in Bezug auf Sprache be-

¹⁹⁷ Ich möchte im Folgenden Bezug nehmen auf "Konvention und Bedeutung" und "Eine hübsche Unordnung von Epitaphen".

¹⁹⁸ Vgl. Davidson (1999e:388); (engl.:1991e:276)

schäftigen, um anhand ihrer kritischen Beleuchtung zu einem eigenen Ansatz zu gelangen. Ich möchte nur ein paar Aspekte aus seinem Argumentationsstrang herausgreifen.

Üblicherweise würde man behaupten wollen, dass das, was ein Satz in einem buchstäblichen Sinne bedeutet, wenn er geäußert wird, durch eine Konvention festgelegt ist. Doch Davidson gibt zu bedenken, dass die buchstäbliche Bedeutung über die Wahrheitsbedingungen nicht hinausgeht und daher die Konvention redundant wird. Es bleibt jedoch die Frage, wie eine Äußerung, ohne auf konventionale Aspekte zurückzugreifen, beispielsweise eine Behauptung werden kann. Denn es wäre durchaus von Vorteil, eine Konvention zu haben, die festlegt, wann eine Äußerung als eine Behauptung beabsichtigt ist, und dies somit deutlich macht.

Tatsächlich erscheint die Überlegung Davidsons durchaus einleuchtend, dass es nämlich keine öffentliche Konvention dafür gibt, was es heißt, eine Behauptung aufzustellen oder einen Befehl zu erteilen oder eine Frage zu stellen. Dabei bezieht sich Davidson auf den Handlungsaspekt dieser Tätigkeiten, denen keine vereinbarte, ausformulierbare Konvention zu Grunde liegt. Vielmehr scheint die mit der Äußerung verbundene Absicht des Behauptens oder Befehlens oder Fragens dem Ausdruck seinen spezifischen illokutionären Charakter zu verleihen und nicht eine Konvention.

Was Davidson kritisch zu betrachten sucht, ist die Annahme, dass es eine Konvention zur Festlegung einer Korrelation zwischen dem, was die Wörter in einem semantisch-wörtlichen Sinne bedeuten und dem, was ein Sprecher mit ihrer Verwendung beabsichtigt, gibt. So wissen wir bereits, dass man einen Satz mit derselben wörtlichen Bedeutung in einem illokutionären Sinne auf verschiedenerelei Art und Weise verwenden kann. Allerdings kann die Rettung aus diesem Dilemma nicht die Reduzierung buchstäblicher Bedeutung von Sätzen oder Ausdrücken auf nichtsprachliche Intentionen und Einstellungen seitens des Sprechers sein.

Der konventionale Aspekt bindet die Bedeutung eines Ausdrucks an eine Verwendungsmöglichkeit. Die Verbindung zwischen einem Satz und seiner Verwendung sei konventionaler Art. Es scheint aber dennoch einen Zusammenhang zwischen einem Satz und dem Zweck der Äußerung jenes Satzes zu geben, denn *„In alle sprachlichen Äußerungen sind Intentionen derart eingebettet, daß wir, wenn wir sie ausfindig machen könnten, gewöhnlich wissen würden, was die geäußerten Worte buchstäblich bedeuten“*¹⁹⁹.

Davidson möchte die *Intention* als Begriff nicht in einem strengen Sinne einführen, wie das etwa Grice getan hat. Die Intention eines Sprechers kann niemals die buchstäbliche Bedeu-

tung eines sprachlichen Ausdrucks übersteigen. Vielmehr ist es so, dass die buchstäbliche Bedeutung mit der intendierten buchstäblichen Bedeutung einer sprachlichen Äußerung zusammenfallen muss, damit es zu einem Verstehen kommen kann.

Diese Erkenntnis ist zwar wahr, doch auch nicht wirklich hilfreich, denn sie erklärt den Zusammenhang zwischen Intention und buchstäblicher Bedeutung nicht hinreichend. Hilfreich wären Intentionen, die durch nicht-sprachbezogene Ausdrücke gekennzeichnet sind, mit anderen Worten weiterreichende Zwecke in einem perlokutionären Sinne bei der Äußerung von Sätzen²⁰⁰.

Davidson vertritt die These, dass jede Sprachverwendung einen weiterreichenden Zweck hat, was in der Konsequenz bedeutet, dass ein Sprecher damit auch beabsichtigt, wenn er von der Interpretation seiner Worte ausgeht, dass sie einen nichtsprachlichen Effekt erzielen. Dennoch bleibt Davidson klar bei seiner These, dass die nichtsprachlichen Intentionen des Sprechers nicht die notwendige und zugleich hinreichende Bedingung sprachlicher Bedeutung sein können. Eine Verknüpfung zwischen dem, was eine Äußerung in ihrer buchstäblichen semantischen Spannbreite bedeutet, und dem, was ein Sprecher durch ihre Verwendung bezweckt, gibt es nicht.

Das Ziel dieses Aufsatzes ist es, genau dies zu zeigen, dass es keine Konvention gibt, die nichtsprachliche Zwecke einer Äußerung mit der buchstäblichen Bedeutung dieser Äußerung in Verbindung bringt. Wenn es so wäre, dass eine Konvention grundlegend für die illokutionäre Kraft einer Äußerung ist, wäre die Verbindung mit der Intention in Bezug auf den Sprecher im Falle des Behauptens beispielsweise an eine Konvention der Aufrichtigkeit²⁰¹ gebunden.

Denn dann müsste man einem Sprecher die Konvention zuschreiben, dass er glaubt, was er behauptet, denn er bezweckt, genau so verstanden zu werden. Das sei aber keine Konvention, sondern Teil der Behauptung. Der Sprecher könnte sich diese Konvention zunutze machen, wenn er lügt. Die per Konvention festgehaltene Absicht, die Wahrheit zu sagen, wäre untergraben. Die Absicht, eine Behauptung zu machen, kann nicht konventionell an den Akt des Behauptens geknüpft sein in dem Sinne, dass das Aufstellen einer Behauptung aufrichtig sein muss. Eine solche Konvention gibt es nicht.

¹⁹⁹ Davidson (1999e:381); (engl.:1991e:271) „There are intentions embedded in all linguistic utterances such that if we could detect them we would usually know what the words uttered literally mean.”

²⁰⁰ Vgl. Davidson (1999e:382); (engl.:1991e:272)

²⁰¹ Vgl. Davidson (1999e:379); (engl.:1991e:270)

Davidson postuliert stattdessen die Unabhängigkeit zwischen dem weiterreichenden Zweck einer Äußerung und ihrer buchstäblichen Bedeutung. Diese Unabhängigkeit nennt Davidson „das Prinzip der *Autonomie der Bedeutung*“²⁰², welches für ihn zum Wesen der Sprache gehört. Dieses Prinzip ergibt sich aus dem Argument, dass es keine Konvention der Aufrichtigkeit gibt. Die für die buchstäbliche Bedeutung einer Äußerung geltenden Konventionen können nicht angeben, ob ein Sprecher seine weiterreichenden Zwecke erreicht. Das kommunikative Ziel im Sinne dieser perlokutionären Zwecke kann verfehlt werden, trotz der gemäß den Wahrheitsbedingungen und Konventionen ausgeführten sprachlichen Handlung.

In der Sprache kommt es häufig dazu, dass Wiederholungen und Regelmäßigkeiten in einem Lewisschen Sinne zu konventionalen Vereinbarungen werden, die dem Sprachgebrauch zugute kommen. Doch es ist keineswegs der Fall, dass Konventionen für das Verstehen sprachlicher Äußerungen grundlegend sind. Die weiterreichenden Zwecke, die illokutionär und perlokutionär in einen Sprechakt einfließen, werden unabhängig von geltenden Konventionen und Regeln erreicht oder verfehlt. Es bestehe keine notwendige Verbindung zwischen dem Verstehen sprachlicher Äußerungen und dem Vorhandensein von sprachlichen Konventionen. Nach Davidson ist die Sprache eine Notwendigkeit für das Vorhandensein von Konventionen²⁰³.

5.2.4. *Sprachliche Bedeutung jenseits der Sprache*

Offensichtlich spricht Davidson sich gegen einen Begriff der Konvention in Bezug auf die Explikation sprachlicher Bedeutung aus. Vielmehr fasst Davidson das Verstehen als einen Prozess auf, der einem den Horizont zur Interpretation sprachlicher Zeichen öffnet und damit auch zur Interpretation dessen, was ein Sprecher gemeint haben könnte mit der von ihm verwendeten Äußerung. Dies alles funktioniert auf der Grundlage dessen, dass Kommunikationsteilnehmern intersubjektiv zugänglich ist, was Wahrheit ist.

Das Verstehen hat nicht nur die auf Sprachliches bezogene Dimension, es lässt auch in die unterschiedlichen Bereiche menschlichen Verhaltens blicken und hat somit eine explanatorische Ebene, welche den Kommunikationsteilnehmern die Welt zugänglich macht. Das Konzept der Interpretation umgeht die Schwierigkeit nicht zugänglicher Intentionen, indem zwei Interpreten bestehen bleiben, die sich gegenseitig interpretieren und nur auf dieser Basis verstehen. Es geht immer darum, die sprachlichen Einheiten und Verhaltensweisen wiederzuerkennen, die aus dem eigenen Sprachgebrauch bereits bekannt sind, und anhand ihrer eine

²⁰² Davidson (1999e:385); (engl.:1991e:274) „the principle of *the autonomy of meaning*.“

Interpretation vorzunehmen, die ein Versuch darstellt, die gemeinsame Welt durch ein gemeinsames Verständnis zu erfassen.

Diesem Gedankenkonstrukt liegt die Frage zu Grunde, welche Rolle die Konventionen in diesem Zusammenhang spielen und ob sie überhaupt notwendig sind, um ein Verstehen sprachlicher Äußerungen möglich zu machen. Davidson beantwortet diese Frage klar damit, dass er sagt, Konventionen spielen keine fundamentale Rolle beim Verstehen sprachlicher Äußerungen. Sie sind keine notwendige Bedingung. Das Teilen einer natürlichen Sprache zwischen verschiedenen Sprachteilnehmern ist nach Davidson keine notwendige Bedingung dafür, dass eine erfolgreiche Kommunikation stattfindet.

Tatsächlich spricht Davidson davon, dass das Teilen einer natürlichen Sprache als eine Art „*Interpretationskrücke*“ dient, die absolut hilfreich ist, welche aber nicht notwendig ist²⁰⁴. Gemeint sind an dieser Stelle die sprachlichen Konventionen, welche eine gemeinsame natürliche Sprache in semantischer, syntaktischer und phonetischer Hinsicht beinhaltet. Dabei bestreitet Davidson nicht, dass eine natürliche Sprache von Konventionen abhängt und diese in ihr eine Rolle spielen. Vielmehr ist es so, dass diese gemeinsame Sprache für Kommunikation und letztlich Verstehen nicht notwendig ist.

Es geht also um die Verbindung von Sprache und Verstehen, die Davidson zufolge nicht konstitutiv für das Verstehen ist, denn dieses geschehe jenseits einer konventionalen Sprache. Offensichtlich geht Davidson von der Annahme aus, dass Sprachteilnehmer einer gemeinsamen Sprache beim Sprechen und Verstehen nicht nach gemeinsamen Regeln oder Konventionen vorgehen.

Das Verstehen und damit auch das Sprechen funktioniert gleichwohl unabhängig von gemeinsamen Regeln und Konventionen. Vor dem Sprechen besitzt das Verstehen eine Vorrangstellung. Man muss eine Sprache nicht gemeinsam sprechen, es reicht, sie zu verstehen²⁰⁵. Sprechen und Verstehen sind zwei unterschiedliche Fähigkeiten. Tatsächlich gibt es Beispiele, bei denen man eine Sprache durchaus verstehen kann, ohne sie zu sprechen, so, wenn man eine Fremdsprache lernt und sie bereits verstehen kann, aber eben noch nicht sprechen.

Allerdings kann man gegen Davidson an dieser Stelle sagen, dass diese von ihm getroffene Unterscheidung nicht essenziell ist. Ich möchte nun Davidson im Sinne des Modells der Bedeutungstrias weiterdenken: Zwar kann man eine Sprache verstehen, ohne sie bereits sprechen

²⁰³ Vgl. Davidson (1999e:393); (engl.:1991e:280)

²⁰⁴ Davidson (1999e:391ff); (engl.:1991e:279) “crutch of interpretation”.

²⁰⁵ Vgl. Glüer (1993:51)

zu können, auch in Krankheitsfällen wie Aphasie beispielsweise, und doch würde man nicht sagen wollen, dass man eine Sprache sprechen kann, ohne sie zu verstehen.

Und letztlich ist selbst die Unfähigkeit, eine fremde Sprache zu sprechen, die man aber versteht, zumeist zurückzuführen auf die Tatsache, dass man sich noch nicht traut oder es an motorischen Fähigkeiten mangelt. Jedenfalls ist es nicht auf die vermeintliche Tatsache zurückzuführen, dass man es tatsächlich nicht kann. Denn dann könnte man die Sprache auch nicht verstehen.

Wenn man eine Sprache versteht, dann muss man sie auch sprechen können, und umgekehrt, wenn man eine Sprache sprechen kann, muss man sie notwendig auch verstehen²⁰⁶. Bis zu welchem Grade man sie verstehen können muss, um als kompetenter Sprachteilnehmer zu gelten, ist eine andere Frage. Es scheint somit entgegen Davidsons ursprünglicher Annahme einen internen Zusammenhang zwischen Sprechen und Verstehen zu geben. Doch dies spricht nicht gegen Davidsons eigentliche These, dass das Funktionieren von Sprache nicht anhand von Konventionen zu explizieren sei.

Dieses Faktum spricht auch für das Modell der Bedeutungstrias. Die Bedeutungstrias umspannt unter anderem gerade die Begriffe des Meinens, dem ein Sprechen zu Grunde liegt, und des Verstehens. Die Konventionen befinden sich in einem Spannungsverhältnis zu den handlungsbasierten Aspekten interaktiver Kommunikation und bilden zwar eine Grundlage, sind jedoch nicht notwendig statisch. Das System Sprache ist das tagtägliche interaktive Kommunizieren, das sich jeglicher Systematizität im individuellen Sprachgebrauch wieder entzieht. Ein Meinen und ein Verstehen kann jenseits eines konventionalen Werkzeugkastens funktionieren, allerdings nur, weil der allgemeine Gebrauch des Sprachwerkzeuges bereits bekannt ist. Kommunizieren funktioniert sodann nur im Kontrast zu Sprache, die immer schon da ist, gleichursprünglich mit dem Kommunizieren.

Davidson führt verschiedene Beispiele an, um seine These zu stützen, dass Kommunikation auch ohne sprachliche Konventionen funktioniert. Er spricht von Malapropismen und Versprecher anderer Art, die einen falschen Sprachgebrauch an den Tag legen. Dieser führt aber nicht dazu, dass ein Hörer den Sprecher eines Malapropismus nicht versteht. Die Konventionen, die einen richtigen Sprachgebrauch leiten sollen, scheinen tatsächlich gegenüber einem Verstehen eine schwache Position zu haben. Die Frage, die sich hieraus ergibt, ist gleichwohl,

²⁰⁶ An dieser Stelle möchte ich spezifizieren, dass ich unter *Sprechen* ein autonomes Anwenden der geltenden lexikalischen und syntaktischen Vorgaben verstehe und nicht ein simples *Nachsprechen* einer Sprache.

welche Bedeutung die Idee eines *richtigen* Sprachgebrauches hat und ob dies von irgendeiner bedeutungstheoretischen Relevanz ist.

Ich möchte kurz ein Beispiel für einen Malapropismus anführen: Jemand sagt anstelle von „inkonsistent“ das Wort „inkontinent“, obwohl er die unterschiedliche Bedeutung und Verwendungsweise beider Wörter kennt. Ist es nicht so, dass es bedeutungstheoretisch oder kommunikationstheoretisch zu keinen Komplikationen kommt? Dennoch wurde der Standardgebrauch des Wortes verletzt. Und dies würde Davidsons These stützen, dass Konventionen für Kommunikation keine tragende Rolle spielen.

Aber ist es nicht gerade so, dass wir erkennen, dass eine Konvention falsch angewendet wurde, weil wir die richtige kennen? Kontrastieren wir in solchen Fällen, in denen die Konventionen ausgehebelt scheinen, das Gemeinte und Verstandene nicht vor dem Hintergrund eines Wissens, wie die richtigen Konventionen lauten?

In diesen Bereich fallen auch viele Merkmale gesprochener Sprache, die einem strengen Regelverständnis nach grobe Verstöße darstellen, und doch allgegenwärtig das Sprachbild gesprochener Sprache prägen, so beispielsweise den Gebrauch grammatikalisch unvollständiger und zum Teil schlicht falscher Sätze. Trotzdem beeinträchtigen sie meist die interaktive Kommunikation in keinem bedeutungstragenden Sinne.

Das heißt, dass die Dynamik der Bedeutungstrias, welche die interaktiven Aspekte sprachlicher Kommunikation hervorhebt, Störungen im Bereich der Äußerungsbedeutung abfangen kann, solange auf der Seite der Hörerbedeutung eine Schnittmenge auf der interaktiven Ebene des Meinens und Verstehens zur Sprecherbedeutung erreicht wird. Dennoch bildet die Äußerungsbedeutung immer ein Indiz für die zu interpretierende Sprecherbedeutung, sei es als Hinweis oder als fehlender Hinweis im Sinne einer falschen Anwendung.

Ich möchte diese durch das Modell der Bedeutungstrias herausgearbeiteten wichtigen Charakteristika sprachlicher, interaktiver Bedeutung im Sinne eines Meinens und Verstehens, nämlich die Prozesshaftigkeit und die Dynamik, der auch die Konvention unterliegt, hervorheben. Regeln und Konventionen sind ebenso in eine Prozesshaftigkeit und Dynamik eingebunden, und das gibt ihnen eine Flexibilität, die zuweilen den Anschein erweckt, man könne auf sie verzichten. Sie unterliegen schließlich dem Faktum, dass es Menschen sind, die sie gebrauchen. Der aktuelle Realisierungsmoment stellt sie in die Einmaligkeit eines einzigartigen

Vorkommnisses, das aber immer nur in Bezug auf einen bestimmten Typ seine Einzigartigkeit erhält²⁰⁷.

Konventionen haben im Sinne des Modells der Bedeutungstrias einen Einfluss auf sprachliche Bedeutung und sind durchaus konstitutiv. Es besteht eine Abhängigkeit zwischen dem Befolgen von Regeln und Konventionen und einer erfolgreichen interaktiven Kommunikation, in der das Kommunikationsziel durch gegenseitiges Meinen und Verstehen erreicht wurde. An dieser Stelle möchte ich mich von Davidson abgrenzen und den Begriff der Konvention stark machen. Dass Kommunikation auch zuweilen ohne Sprache funktioniert, hängt meiner Meinung nach damit zusammen, dass Sprache schon seit jeher vorhanden ist.

Doch es ist nicht so, dass man im Sinne von Searles Sprechakttheorie einen Regelkatalog formulieren kann, mithilfe dessen man erklären kann, wie Sprache funktioniert. Lediglich im Explanans des Begriffs der sprachlichen Bedeutung darf der Terminus *Konvention* nicht vorkommen, ebenso wenig wie der Begriff der Intention. Dennoch funktioniert Kommunikation auch immer vor dem Hintergrund eines geglückten oder missglückten Kommunikationszieles, das man erreichen möchte. Indem man dieses Kommunikationsziel zu erreichen beabsichtigt, greift man auf Konventionen zurück, um dieses überhaupt zu formulieren.

Der Begriff der Konvention wie auch der Begriff der Intention machen im Modell der Bedeutungstrias einen wichtigen Aspekt sprachlicher Bedeutung aus, allerdings lässt sich sprachliche Bedeutung nicht auf nur jeweils einen der beiden Begriffe zurückführen. Es stellt sich die Frage, ob sprachliche Bedeutung überhaupt sinnvoll reduziert werden kann und nicht vielmehr eine Einheit mit dem interaktiven Kommunikationsakt bildet, der sowohl einen zweckorientierten, meinenden Sprecher wie auch einen durch ein Konventions- und Regelapparat verstehenden Hörer impliziert. Der Kommunikationsakt findet nicht nur *mit* Intentionen und konventionalen Bezügen statt, sondern auch *mithilfe* ihrer.

Davidson kann man so begreifen, dass er das Verstehen als ein gegenseitiges Interpretieren auffasst, das keine Berührungspunkte im Sinne dessen hat, dass die Intentionen eines Sprechers einem Hörer in irgendeiner Weise zugänglich sind. Vielmehr ist es so, dass die Subjekte in ihren Interpretationswelten verharren, sich jedoch durch diese Interpretationswelten die Welt zugänglich machen. Was innerhalb der Kommunikation geschieht, ist ein gegenseitiges Interpretieren auf der Basis eines an sich integeren Subjektes.

²⁰⁷ Ich nehme Bezug auf die Unterscheidung zwischen *Typ* und *Vorkommnis* bei Meggle (1998:109).

Dies entspricht der Idee der Bedeutungstrias, die davon ausgeht, dass die Sprecherbedeutung das ist, was ein Sprecher mitteilen möchte, während die Hörerbedeutung das ist, was ein Hörer versteht. Es gibt zwischen Hörer- und Sprecherbedeutung keine Berührungspunkte im eigentlichen Sinne, nur auf der Basis des interaktiven Meinens und Verstehens kann es zu einer Schnittmenge kommen.

Man könnte an dieser Stelle Davidson applizieren, indem man sagt, dass dieses Meinen und Verstehen im Sinne eines Interpretierens verstanden wird, welches die Subjekte als solche unberührt lässt. Ein Hörer versteht das Gemeinte über die Äußerungsbedeutung anhand seiner Interpretationsmöglichkeiten. Aber ein Hörer kann niemals in den Kopf eines Sprechers blicken. Alleine mithilfe kommunikativer Akte kann der Hörer sich ein interpretatives Bild dessen machen, welche Sprecherbedeutung den Sprechakt evoziert hat.

Dass es keine wirklichen Berührungspunkte in dem Sinne gibt, dass ein Hörer die tatsächliche Sprecherbedeutung erkennt oder der Sprecher erkennt, was die Hörerbedeutung ist, liegt auf der Hand. Weder kann ein Sprecher in den Hörer blicken noch umgekehrt. Die Hörerbedeutung bleibt immer das, was der Hörer versteht und die Sprecherbedeutung das, was der Sprecher meint, so wie die Äußerungsbedeutung das ist, was die geäußerten und wahrgenommenen linguistischen Einheiten per Konvention bedeuten. Diese *Bedeutungen* sind subjektspezifisch im Falle der Sprecher- und Hörerbedeutung und lautspezifisch im Falle der Äußerungsbedeutung, die ein materialisiertes phonetisches Handlungsprodukt ist.

Davidson teilt den Aspekt der Untersuchungen Savignys, dass es das Verstehen ist, das sprachliche Bedeutung ausmacht, jedoch wie bereits dargestellt unter einer anderen Prämisse. Für Davidson ist die Konvention nicht notwendig, um Sprache zu explizieren. Das mag in seinem Ansatz und unter seinem Untersuchungsziel durchaus so sein, doch der Prozess der Kommunikation ist durchaus konventionsgeleitet. Ich möchte an dieser Stelle keine Erörterung darüber starten, unter welchen theoretischen Prämissen und Vorgaben Konventionen in die Explikation sprachlicher Bedeutung hinein müssen. Eines jedoch scheint evident: Innerhalb sprachlicher Kommunikation wird - zwar nicht ausschließlich, aber doch signifikant - Regeln und Konventionen gefolgt.

Sprachliche Bedeutung ist aber auch nicht abgehoben von dem grundlegenden Prozess sprachlicher Kommunikation. Sie existiert nicht als eine Entität über dem Geschehen des Kommunizierens. Sprachliche Bedeutung ist vielmehr aktiver Bestandteil dessen, was Menschen tun, wenn sie sich mitteilen. Denn wenn Menschen sich mitteilen, dann geht es in erster

Linie darum, etwas zu meinen und eine Ebene der Verständigung mit einem Gegenüber herzustellen im Sinne dessen, dass die Kommunikationsziele erreicht werden.

Erst wenn sich dieser Kreis der Kommunikation geschlossen hat, wenn also die sprachliche Bedeutung die drei Pole ihrer Trias umspannt von einem Sprecher zu der Äußerung hin zu einem Hörer, gewissermaßen von einem Meinen über ein Äußern und Hören bis hin zu einem Verstehen, dann hat sie ihren interaktiven Verlauf durchdrungen. Und in dieser Ganzheit, wenn alle Faktoren geglückt sind, kann man davon sprechen, dass sprachliche Bedeutung im Verlauf der Tätigkeit des Kommunizierens zu einem interaktiven Prozess des Meinens und Verstehens geführt hat.

Offenbar kann man an dieser Stelle ruhigen Gewissens auch auf die von Grice postulierte Sprecherintention zurückgreifen, wenn man beachtet, dass sie einen wichtigen Aspekt der sprachlichen Bedeutung erklärt, aber eben nicht in einem ausschließlichen und reduktionistischen Sinne. Denn tatsächlich ist ein Kommunikationsakt erst dann geglückt, wenn der Sprecher das, was er sagen wollte, erfolgreich mitgeteilt hat und es ebenso, wie es gemeint war, von einem Adressaten verstanden wurde.

Das Konzept der Intention hat einen immanent sprecher- und situationsabhängigen Charakter und kann alleine schon deshalb nicht in einem strengen Sinne für sprachliche Bedeutung konstituierend sein. Wenn man von *Intentionen* spricht, meint man gleichzeitig sprachliche und vorsprachliche Intentionen, wobei diese vorsprachlichen Intentionen einer Analyse vorerst nicht zugänglich sind. Zudem beeinflusst eine bestimmte Situation das intentionale Potenzial eines Sprechers jeweils neu. Daher ist die Intention ein sehr unsteter Faktor, der im Konstrukt einer Theorie das Strukturelle der Theorie immer wieder ins Wanken bringen würde.

Dennoch spielt auch die Sprecherintention in der sprachlichen Interaktion eine fundamentale Rolle. Die Sprecherintention darf allerdings die konventionale Bedeutung von Ausdrücken nicht übersteigen, denn das würde der Intention eine Autonomie verleihen, die sie offensichtlich nicht hat. Es gibt auch eine buchstäbliche Bedeutung von Ausdrücken, eingefasst in eine bestehende Lexik und Syntax, die zeitunabhängig existiert²⁰⁸.

Doch die Benutzung der buchstäblichen Bedeutung in Zusammenhang mit situations- und sprecherabhängigen Aspekten, die auch intentionale Einstellungen umfassen, führt zu einer aktualisierten, modifizierten und dem Raum-Zeit-Aspekt angepassten interaktiven Bedeutung.

²⁰⁸ An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass ich Aspekte des Sprachwandels an diesem Punkt außer Acht lasse.

In ihr kommen die verschiedenen Anwendungsaspekte, die sich durch die intentionalen Einstellungen des Sprechers ergeben, besonders zum Tragen.

In einem skeptischen Geist erwacht nunmehr die Frage, ob es eine buchstäbliche Bedeutung tatsächlich geben kann. Denn an eine Idee buchstäblicher Bedeutung ist die Idee eines Standardgebrauches, gewissermaßen eine starke Idee der Regel und Konvention, gebunden. Geht man an diese Frage im Sinne Davidsons heran, müsste man eine buchstäbliche Bedeutung negieren, denn Sprache zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie von dem so genannten Standardgebrauch ständig abweicht.

Der normative Aspekt, der dem Konzept einer buchstäblichen Bedeutung innewohnt, stellt infrage, ob es im Gebrauch tatsächlich zu einer Realisierung buchstäblicher Bedeutung kommt oder ob diese nicht immer anwendungsimmanente Akzentuierungen erhält. Der normative Aspekt lässt auf eine Verallgemeinerungstendenz schließen. Denn eine Norm besagt, was sein soll, aber nicht, was ist oder sein wird. Mit Bezug auf den normativen Aspekt buchstäblicher Bedeutung geraten auch Regeln und Konventionen in ein erhellendes Licht. Aber tatsächlich gibt es noch eine andere interessante Erklärung.

Ein Standardgebrauch von Sprache hat die Funktion, dass ein Sprecher das, was er meint, auch sagen kann. Die Tatsache, dass Menschen verstanden werden wollen, führt zweifelsohne dazu, dass ein gewisser Aspekt des normativen Verhaltens und Handelns auch in Bezug auf Sprache eine Rolle spielt. Und dass dem so ist, darf auf keinen Fall für die Erklärung sprachlicher Bedeutung außer Acht gelassen werden. Dies ist geradezu ein sich ineinander Verzahnen von Intentionen und Konventionen.

Denn es ist eine der fundamentalsten Sprecherabsichten, sich mitzuteilen, sich zu verständigen, und dazu muss man notwendig auf sprachliche Konventionen zurückgreifen, denn auf Dauer wird alles andere Kommunizieren, das es geben mag²⁰⁹, zu mühselig. Die Prämisse einer kommunikativen Willkür ist offensichtlich unhaltbar, womit gezeigt wird, dass man sich mit den Konzepten der Konvention und Intention notwendig beschäftigen muss, hat man das Ziel, sprachliche Bedeutung in kommunikativer Hinsicht zu explizieren. Es wäre absurd anzunehmen, dass jeder mit jedem Wort meinen könne, was er wolle, und auch verstanden wird.

Davidson lokalisiert eine gewisse Normativität der Sprache innerhalb der kommunikativen Intention. Dieses hat mit der Aufrichtigkeit des Sprechers zu tun und damit, dass er einem Hörer oder - mit Davidsons Worten - einem Interpreten notwendig die geeigneten Mittel zur

Interpretation und damit zum Verstehen bereit stellen muss. Es muss ein nachvollziehbares und verständliches Sprachverhalten der Sprachteilnehmer vorausgesetzt werden, das sich dadurch auszeichnet, dass es einer gewissen Normativität unterliegt. Solches Sprachverhalten, das von der Normativität abweicht, wird zwar in einer Reihe von Fällen gleichwohl verstanden, doch in irgendeiner Weise auch immer als nicht korrekt markiert oder sanktioniert.

Natürlich ist an diesem Punkt der Verweis auf Konventionen und Regeln durchaus gerechtfertigt. Denn das Sprachverhalten unterliegt zweifelsohne einer gewissen Regelmäßigkeit. Schließlich gibt es in der Tat einen richtigen sowie einen falschen Sprachgebrauch. Die minimale Forderung an den Sprecher sollte die sein, dass seine oberste Prämisse jene ist, auf eine solche Art und Weise zu sprechen, dass davon ausgegangen werden kann, dass ein Hörer seine Worte interpretieren kann. Es muss innerhalb der wichtigsten Prinzipien der Sprachteilnehmer liegen, verstanden zu werden, und dies funktioniert nur über Aspekte der Normativität.

Es ist nicht fundamental für das Funktionieren von Sprache, ob ein falscher Sprachgebrauch vorliegt oder nicht. Aber sicherlich gibt es Beispiele, die zeigen, dass falscher oder absolut willkürlicher Sprachgebrauch in vielen Fällen nicht zu einem Verstehen auf Seiten eines Interpreten führt. Es scheint eine Gratwanderung zu sein, die Frage zu beantworten, welche Wichtigkeit der richtige und falsche Sprachgebrauch und damit auch Regeln und Konventionen für das Funktionieren von Sprache überhaupt haben. Die Definition dessen, was es heißt, kommunikativ erfolgreich oder nicht erfolgreich zu sein, zeigt unscharfe Konturen in Bezug auf Regeln und Konventionen auf.

5.3. Konventionen im dynamischen Prozess

Ich möchte an dieser Stelle die Konventionen unter dem Aspekt betrachten, dass sie dem Prozess des Kommunizierens unterworfen sind und auf eine gewisse Art und Weise mit Sprecherintentionen verwoben, die in ihrem zweckgerichteten Sprachgebrauch auf diese zurückgreifen. Konventionen sind ebenso in die Dynamik des interaktiven Kommunikationsaktes eingebunden wie Intentionen und manifestieren sich an verschiedenen Eckpunkten der Bedeutungstrias.

Die Tatsache, dass sprachliche Konventionen und Regeln im Zusammenhang mit Sprechhandlungen befolgt werden, beinhaltet den Aspekt der Intentionalität, da eine Handlung stets

²⁰⁹ Wiewohl auch das klassische *mit Händen und Füßen Reden* in mancherlei Weise als konventionalisiert bezeichnet werden kann.

zweckgerichtet ist. Dadurch gerät das Konventionale, das zwar strukturelle Aspekte umfasst, jedoch in einen dynamisierenden Prozess des Gebrauches von etwas zu einem bestimmten Zwecke eingebunden ist, in Wechselwirkung mit performativen Aspekten.

Eine Konvention ist weit davon entfernt, eine Verhaltensweise zu sein. Sie ist jedoch in den Prozess der sprachlichen Handlung eingeflochten. Deshalb gerät sie selber zwischen dynamisierende Pole, die sie immer zwischen dem individuellen Befolgen eines Sprachteilnehmers und den interaktiven Notwendigkeiten fassen, die einer Sprachgemeinschaft den Boden liefern, auf dem ein Meinen und Verstehen zu kommunikativen Prozessen führen kann, die man letztlich als interaktives Kommunizieren bezeichnen kann.

Gerade innerhalb der dynamisierenden Prozesse im Gebrauch von Sprache und in den sprachlichen Praktiken einer Sprachgemeinschaft geraten Konventionen in eine innere Dynamik, die sie einer konstanten Statik und Systematizität beraubt. Konventionen geraten innerhalb des Gebrauches von Sprache in ein interaktives Geschehen, das auch sie in Bewegung hält und verformbar macht.

Nimmt man Konventionen und Regeln kurzzeitig aus dem Moment ihrer Anwendung durch Sprachteilnehmer in einer bestimmten Situation heraus und betrachtet sie zeitlos und situationsungebunden, dann erstarren sie zu beschreibbaren Übereinkünften im Sinne von Lewis, verlieren jedoch ihren Bezug zu ihrer der Performativität unterworfenen Wirklichkeit.

Sicherlich bleibt nun die Frage offen, was das Statische einer Konvention beziehungsweise Regel ausmacht und wie diese entstehen konnten. Diese Frage ist mit Bezug auf Lewis in der Weise zu beantworten, dass es über Regularitäten entstandene Übereinkünfte zum Zwecke der Koordination sind, die sukzessive entstanden sind.

Konventionen haben einen wesentlich potenziellen Charakter, denn sie zeigen, wie etwas in Gebrauch genommen werden kann, in dem man sie befolgt. Es ist dann der Moment der jeweiligen Aktualisierung, in der intentionale Aspekte entscheiden, ob und wie eine Konvention befolgt wird. Konventionen und Intentionen sind gleichsam miteinander verzahnt und halten sich gegenseitig in Dynamik.

5.3.1. Verzahnung von Konvention und dynamisierender Intention

Konventionen und Intentionen sind Bestandteil interaktiver Kommunikation und sind eingebettet in die Prozesse des Meinens und Verstehens, die zwischen Sprecher-, Äußerungs- und Hörerbedeutung, letztlich zwischen einem Sprecher und einem Hörer vonstatten gehen. Das Modell der Bedeutungstrias sichert den jeweiligen Bedeutungszuständen ihre jeweilige Integ-

rität, in der die Faktoren der Intention und der Konvention auf verschiedenerelei Art und Weise aufeinander einwirken. Das interaktiv geglückte Meinen und Verstehen funktioniert auf der Basis einer Bedeutungstrias, welche die drei Stationen eines interaktiven Kommunikationsprozesses umfasst. Denn der Sprecher meint etwas, die Äußerung ist das Produkt dieses Gemeinten und der Hörer versteht etwas.

Es ist freilich das Ziel des Hörers, das zu verstehen, was der Sprecher meint, und zwar mithilfe des Kommunikationsproduktes, zu dem nicht nur die Äußerung zählt, sondern auch die Gestik und Mimik. Aber sicherlich geschieht dies nur auf der Basis einer Interpretation. Der Hörer kann nicht in den Kopf des Sprechers hineinschauen und sehen, was der Sprecher meint. Er kann lediglich über das Kommunikationsprodukt, die Umstände und sein eigenes Wissen interpretieren, was der Sprecher mit dem Kommunikationsakt meint.

Ein Umstand, welcher eindeutig für eine Verzahnung von Konvention und Intention spricht, ist, dass ein Sprecher die offensichtliche Erwartung hat, etwas zu intendieren, das er bei seinem Adressaten auch erreichen kann. Es wäre geradezu absurd, bewusst etwas zu intendieren, das man gar nicht erreichen kann. Auf die Sprache angewandt bedeutet dies, dass ein Sprecher nicht beabsichtigen kann, verstanden zu werden, wenn er nicht glaubt, dass er von einem Hörer genauso verstanden werden kann, wie er das beabsichtigt.

Natürlich kann man als Sprecher die Wörter ungeachtet ihrer wortwörtlichen oder konventionalen Bedeutungen in einem anderen Sinne verwenden, doch nur solange man sich dabei in Parametern bewegt, die einem Zuhörer oder Interpreten in irgendeiner Weise noch Mittel in die Hand geben, welche eine Äußerung für den Kommunikationsteilnehmer zugänglich machen. Sonst wird der Sprecher ganz unzweifelhaft nicht verstanden werden.

Es ist daher eine notwendige Bedingung für jegliche erfolgreiche Kommunikation eines Sprechers und eines Zuhörers, dass der Sprecher beabsichtigt, verstanden zu werden. Erst wenn ein kommunikativer Akt erfolgreich vollzogen wurde, kann man nach sprachlicher Bedeutung suchen, vorher gibt es keine. Somit ist die Intention des Sprechers, verstanden zu werden, eine notwendige Bedingung, um nach der sprachlichen Bedeutung einer Äußerung zu fragen.

Die Interpretation oder das Verstehen ist als ein Prozess zu verstehen, der dynamisch vonstatten geht und der einer kreativen Aktualisierung in einer konkreten Kommunikationssituation unterworfen ist. Ein System der Sprache scheint hinter diesem Faktum zu verschwinden, denn Strukturen können nicht dynamisch sein. Das heißt aber nicht, dass Konventionen und Regeln gleich mit über Bord geworfen werden können. Das eine ist die Achse der Zeit, die eine Dy-

namik und Prozesshaftigkeit bewirkt, das andere ist die Achse des Raumes und der sich darin befindenden Wesen, die sich gewisser Strukturen wieder bemächtigen, um der Dynamik und Prozesshaftigkeit Form zu geben und sich die Welt zugänglich zu machen.

Betrachtet man diese beiden Achsen, oszilliert die Ebene der Sprachgemeinschaft mit der Ebene der konkreten Sprechaktsituation, in der sich zwei Individuen mit einem eigenen Kontext und Wissen zu einem bestimmten Zeitpunkt gegenüberfinden. Dabei ist die Sprachgemeinschaft eine abstrakte Entität, denn Sprache funktioniert auf der ganz praktischen Ebene des sich Gegenüberseins, in einer ganz konkreten kommunikativen Situation von Sprecher und Zuhörer.

Es gibt tatsächlich Regeln und Konventionen und es gibt etwas jenseits dieser beiden Begriffe. Es gibt etwas an der Sprache, das nicht in Gänze systematisch erfassbar ist. Keine Sprechaktsituation ist jemals wie die andere, denn sie sind alle vergänglich und der individuellen intentionalen Kraft der Teilnehmer unterworfen. Und doch zieht sich durch die Zeit hindurch ein Konventionen- und Regelapparat, der einer Dynamik unterworfen ist.

Die Momenthaftigkeit jedes einzelnen Sprechaktes, seine Gebundenheit an eine tatsächliche Kommunikationssituation mit einer spezifischen Sprecher-Hörer-Konstellation, macht jede bedeutungstragende Äußerung kraft ihrer Einbettung in Zeit und Raum zu einer einzigartigen Verwendung von Regeln und Konventionen. Ein Sprecher greift zwar auf Regeln und Konventionen zurück - das ganz ohne Zweifel -, doch gebraucht er diese je aktuell und unterwirft das Strukturelle in ihnen einem dynamischen Moment des Gebrauches. Das ist der Punkt, an dem Regeln und Konventionen in einen Fluss geraten, der das scheinbar Statische der Sprache oder der Regeln und Konventionen Veränderungsmomenten unterwirft.

Letztlich jedoch ist es tatsächlich das Meinen, das den wesentlichen Impuls zu einem Sprechakt gibt und seinen Inhalt grundlegend bestimmt. Es ist dasjenige, was ein Zuhörer verstehen will. Und dies kann er nur, wenn er auf Interpretationsmittel zurückgreifen kann, die ihm einen Zugang zu dem vom Sprecher Gemeinten verschaffen. Fundamental ist die Intention des Sprechers, von seinem Gegenüber überhaupt verstanden zu werden.

Diese grundlegende Sprecherintention führt den Sprecher notwendig zum Gebrauch von Regeln und Konventionen, die eine Garantie bieten, relativ komplikationslos zu kommunizieren. Die Bedeutung wird von den Sprecherabsichten maßgeblich mitbestimmt, auch wenn dabei zumeist auf Regeln und Konventionen zurückgegriffen werden muss. Würde ein Sprecher die Wörter willkürlich ohne Rücksicht auf ihre konventionale, wortwörtliche Bedeutung verwen-

den, würde es ihm schwer fallen, auf Dauer oder auch überhaupt von einem Adressaten verstanden zu werden.

Der Praxis des Sprechens ist eine soziale Tätigkeit, welche nicht zu verkennen ist. Kommunikationsteilnehmer wollen verstanden werden und sie wollen verstehen. Denn darum geht es, wenn man spricht: Man möchte sich *mitteilen*, man möchte Gedanken, Wünsche, Bedürfnisse, Feststellungen und vieles mehr einem Gegenüber zugänglich machen, um eine Brücke zu schaffen von der eigenen Innenwelt in ein Außen. Umgekehrt muss man freilich darauf hinweisen, dass der Rückgriff auf Konventionen und Regeln bei der Verwendung sprachlicher Ausdrücke nicht notwendig zu einer erfolgreichen Kommunikation im Sinne eines Meinens und Verstehens führen muss. Ein Sprecher kann von ihnen abweichen und trotzdem verstanden werden.

5.3.2. *Jenseits von Sprache: Eine kleine Metaphysik*

Kommunikation funktioniert ohne das *System* Sprache. Das Phänomen der Sprache offenbart eine gewisse Ambivalenz. Dass Sprache im Sinne eines Kommunizierens funktioniert, ist ein kaum zu bestreitendes Faktum. Dass sie allerdings ohne ihr System funktioniert, ist ein Widerspruch. Denn es schließt ein, dass dem Phänomen tatsächlich ein System zu Grunde liegt. *Funktionieren* bedeutet in diesem Zusammenhang, dass Sprache von einem Sprecher jenseits der Regeln und Konventionen gebraucht werden kann und es trotzdem zu einem Verstehen kommen kann. Aber was genau heißt das? Was genau benutzt ein Sprecher, wenn nicht die Elemente, die durch ein Regelwerk fassbar gemacht werden?

Nach Davidson verdankt der Sprachteilnehmer die Möglichkeit, jenseits dieser Regeln und Konventionen Sprache zu gebrauchen, dem sozialen Faktor, dem Sprache in der Ausführung als ein in sich geschlossenes kommunikatives Verhalten unterworfen ist. Kinder lernen Sprache, indem sie die ersten Schritte ihrer Sprachgeschichte auf einer intuitiven Ebene jenseits von Regeln und Konventionen starten.

Kinder schreien, um auf sich aufmerksam zu machen, wenn sie hungrig oder müde sind oder Schmerzen haben. Aus Koordinations- und Erfolgsmotiven heraus führen ihre Schritte danach immer wieder an einem Regel- und Konventionsapparat vorbei, an dem sie Kenntnisse erwerben, um weiter zu gehen, bis sie eine Sprache nahezu beherrschen. Fraglich bleibt, wann genau man behaupten kann, dass ein Sprecher eine Sprache beherrscht. Ich werde diese komplexe Frage in diesem Zusammenhang kaum zufrieden stellend beantworten können und möchte stattdessen in diesem exemplarischen Gedankengang fortfahren.

Auf diesem langen Weg gibt es keinen Wegabschnitt, an dem die Kinder sich nicht hätten verständlich machen können, und wenn doch, dann lernten sie, sich so auszudrücken, dass sie verstanden wurden. Die Sprachverwendungen auf diesem individuellen sprechhistorischen Weg lagen jedoch nicht immer im Rahmen der geltenden Regeln und Konventionen. Eingebettet in ein Geflecht aus Wünschen, Überzeugungen und anderen intentionalen Zuständen, wächst die Fähigkeit, die Innenwelt in ein Außen²¹⁰ zu bringen, mit jedem Schritt in der eigenen Sprachgeschichte.

Die Sprache, als eine Entität mit einer systematischen Struktur, verwischt sich auf dem Horizont der Aktualisierung jedes Sprachmoments an seinem kurzen Augenblick der Geburt, der sogleich seinen Tod impliziert. Die Vergänglichkeit des Sprechens ist der Aspekt des Unschärfen der Sprache, und Sprache lebt vom Sprechen. Sprache ist in den kontinuierlichen Prozess der Geburt und des Todes eingebunden.

Davidson hat Recht, wenn er sagt, dass es die Sprache, wie sie in den Sprachtheorien dargestellt wurde, nicht gibt, obwohl er, um zu diesem Schluss zu kommen, doch auf das Phänomen selber zurückgreifen muss. Sprache als eine festumrandete Entität, die einen Kern fassbarer Elemente und Strukturen impliziert, gibt es nach Davidson nicht. Denn Sprache lebt im Kommunizieren und das ist dynamisch, interaktiv und als Handlung einmalig.

Ich behaupte nicht, dass ich nicht behaupten werde, Konventionen und Regeln auf der einen Seite sowie Intentionen auf der anderen Seite würden keine Rolle in Bezug auf Sprachlichkeit²¹¹ spielen. Die Kommunikation folgt einer gewissen Regelhaftigkeit und Konventionalität. Es kann nicht mein Ziel sein, dies zu bestreiten. Vielmehr möchte ich dafür plädieren, diesem Konventionalen der Sprache begrifflichen Raum zu geben. Jedoch ist dieses nicht in Verbindung zu bringen mit einer Entität, die *fassbar* ist. In der Tat macht man die Erfahrung, dass in dem Moment, in dem man über Sprache nachdenkt, wenn man von diesem als einem System von Regeln und Konventionen zu sprechen trachtet, welches auf eine ganz spezifische Art und Weise funktioniert, man erfolglos suchen wird, was das wohl sein soll.

Ich muss Davidson an dieser Stelle zustimmen. Dennoch möchte ich für den Begriff der Konvention in Bezug auf Kommunikation argumentieren. Die Sprachgemeinschaft konstituiert ihre Sprachpraxis durchaus auf der Basis von Regeln und Konventionen. Es ist nicht so sehr

²¹⁰ Damit ist das in linguistische Zeichen gefasste Äußern der Gedanken, Wünsche und Überzeugungen gemeint, um sie in einem materialisierten Außen zugänglich zu machen.

²¹¹ Ich möchte an dieser Stelle den Begriff der Sprache um den der Sprachlichkeit ersetzen, weil mir dieser Begriff gerade in diesem Satz unverfänglicher erscheint. Er impliziert alles Sprachliche, aber eine Sprache, von der man nicht sagen kann, was sie ist, eben nicht.

die Sprache, die Untersuchungsgegenstand sein soll, als vielmehr die gemeinsame Praxis, die einem Meinen und Verstehen innewohnt. Die gemeinsame, soziale Praxis einer Kommunikationsgemeinschaft zeichnet sich gerade dadurch aus, dass sie an einen Gemeinplatz mit gültigen Regeln und Konventionen gebunden ist.

Unabstreitbar ist an jeder Sprache tatsächlich ein Lexikon und eine Syntax. Betrachtet man eine Äußerung als ein Satz, der aus seinem pragmatischen Kontext herausgenommen wird, dann gibt es für jedes Wort und jeden Satz eine wortwörtliche Bedeutung, die ihm kraft Lexik und syntaktischer Regeln verliehen wird. Das ist aber eben nicht sprachliche Bedeutung, sondern das sind Konventionen und Regeln. Dass ein Wort die und die Bedeutung hat, ist eine Konvention, aber das ist nicht ausschließlich sprachliche, schon gar nicht interaktive Bedeutung. Die Bedeutung wird dem Wort mit der Konvention *verliehen*, doch erst der Gebrauch setzt das Wort in einen interaktiven Spannungsbogen, der weitaus mehr umfasst als das simple *Leihen* einer Bedeutung.

Denn die sprachliche Bedeutung in ihrer Gänze erhält ein sprachliches Zeichen nur in der sprachlichen Handlung, wo die konventional geliehene Bedeutung in Interaktion gerät. Als ein Element betrachtet, ist das sprachliche Zeichen gleichsam tot. Wenn ich ein Skelett oder eine Leiche betrachte, kann ich eine Menge darüber aussagen. So kann ich beispielsweise nachweisen, dass es ein weibliches Wesen war, das Alter x und die Haarfarbe y hatte. Aber ein Mensch ist weitaus mehr, wenn er lebendig ist. Ebenso ist ein sprachliches Zeichen unendlich mehr in seinem Gebrauchsmoment als ein auf dem Autopsietisch der Bedeutungstheorie liegender Wortleichnam.

Die Sprache lässt sich zwar durch ein Gebilde von Regeln und Konventionen beschreiben, auf ein Konstrukt aus *Festlegungen*. Aber die Menschen, der Sprecher, der Hörer, der Interpret, sie füllen das Konstrukt mit fließenden, vergänglichen Kommunikationsverläufen aus. Das Kommunizieren ist durch den Menschen und seine intentionalen Zustände lebendig, sich stets in einem aktuellen Moment, den man aus der Kette von Momenten herausgreift, verformend, umformend, neu formend.

Das Phänomen Sprache ist, in dem Maße, in dem wir es begreifen wollen, einem Antagonismus unterworfen. Je mehr wir es halten wollen, desto mehr zerfließt es in unseren Händen. Es steht völlig außer Frage, dass Sprecher und Hörer genau wissen, wie Sprache im Sinne eines kommunikativen Handelns funktioniert, und zwar über das mühsam in Syntax und Lexik zusammengefasste Kompendium an Regeln und Konventionen hinaus.

Wir *wissen*, wie Sprache funktioniert. Denn wir gebrauchen sie tagtäglich. Wir kommunizieren, meinen, verstehen, missverstehen tagein, tagaus, und das, wie es scheint, ohne große Mühsal. Wieso fällt es uns dann so schwer, zu erklären, was wir tun und was mit uns passiert, mit unseren Hörern, mit der Welt, wenn wir Sprache gebrauchen? Das Gedankenkonstrukt Sprache verschwindet hinter dem dynamischen und fließenden Charakter des Interagierens. Dies ist natürlich in einem philosophischen Sinne eine höchst unbefriedigende Annahme. So viel ist klar.

Doch kehren wir noch einmal zurück zu dem Phänomen, das man beobachten kann. Wenden wir uns der zwischenmenschlichen Kommunikation zu. Die Menschen kommunizieren Tag für Tag, und ein Großteil dessen erfolgreich. Gäbe es diese erfolgreiche Kommunikation nicht, dieses erfolgreiche Interagieren der Gesprächsteilnehmer, hätte das Konzept der Bedeutung überhaupt keine Relevanz oder Anwendung. Die sprachliche Bedeutung hängt in einem existenziellen Maße von der Tatsache ab, dass erfolgreich kommuniziert wird. Ein Sprecher, der etwas zu sagen hat, benutzt eine Wortfolge nur dann, wenn er weiß, dass sie auch verstanden wird. Es gäbe für ihn keinen Grund, diese zu äußern, müsste er annehmen, dass keiner sie versteht.

Allerdings spielt das gegenseitige Wissen, das Wissen jedes einzelnen Sprachteilnehmers, eine fundamentale Rolle für das Verstehen und das Deuten von Bedeutungen. Obwohl man mit dieser Feststellung in einen Zirkel gerät, denn der Begriff des Wissens ist mindestens genauso explikationsbedürftig wie der Begriff der sprachlichen Bedeutung, ist es ein fundamentales Faktum, dass ein gewisses Sprachwissen und auch Weltwissen darüber entscheiden, wie viel ein Interpret oder Zuhörer innerhalb der Kommunikation versteht.

Dabei ist ein gemeinsames Wissen, in dem sich Konventionen und Regeln des Sprachgebrauches verankern, von ebensolcher Relevanz wie ein individuelles Weltwissen, das sich über Erlerntes und Erfahrungen aufbaut. Das gemeinsame Wissen ermöglicht überhaupt die grundlegende Tatsache des Kommunizierens.

Das individuelle Weltwissen ermöglicht eine Verfeinerung des Verstehens unterschiedlicher Bedeutungsnuancen, in dem Sinne, dass die durch Lexik und Syntax umfasste, flache konventionale Bedeutung durch die Pragmatik des Sprechagierens in eine weitere Dimension gezogen wird und durch intentionale Momente eine deutliche Plastizität erhält. Diese zu erfassen im Sinne dessen, dass diese Bedeutunghaftigkeit in all ihren Feinheiten verstanden wird, be-

ruht auch auf dem individuellen Wissen des Interpreten. Denn er kann nur das interpretieren, was er sich selber schon qua Sprache zugänglich gemacht hat.

Letztlich haben wir in einer Kommunikationssituation folgende Ausgangsparameter: Es gibt einen Sprecher, der etwas äußert, den dadurch vollzogenen Sprechakt und einen Hörer, der in erster Instanz eine Lautfolge vernimmt beziehungsweise wahrnimmt und mit ihnen etwas versteht. Der Sprecher setzt sich in einem sprachtheoretisch relevanten Sinne aus drei Komponenten zusammen. Das ist zum einen ein Sprachwissen, zum anderen ein individuelles Weltwissen, welches sich aus seiner Sozialisation und Geschichte ergibt, und letztlich ein Geflecht aus intentionalen Zuständen.

Wenn der Sprecher nun eine Mitteilung machen möchte, dann greift er, angeregt durch einen intentionalen Zustand, auf diese Grundbausteine seiner Gedanken- und Begriffswelt zurück. Der intendierte propositionale Gehalt dessen, was ein Sprecher mitteilen möchte, ist begrifflich gefasst und daher von einem Regel- und Konventionsapparat durchwirkt. Dies ist er besonders dann, wenn ein Sprechakt vollzogen wird, der nicht nur zweckgerichtet, sondern auch regelgeleitet ist.

Auf einer lokutionären und illokutionären Ebene greift ein Sprecher aus dem einfachen Grund, dass er verstanden werden will, auf Konventionen und Regeln zurück. Der Hörer oder Interpret vernimmt diesen Sprechakt und wandert den geschilderten Weg zurück zum Sprecher, in dem er anhand des Materials zu interpretieren sucht, was dieser meinte. Die sprachliche Bedeutung ist nichts, das man im Sprecher oder im Sprechakt oder im Hörer verorten kann. Ein Hörer versucht mithilfe der Äußerungsbedeutung und anderer Merkmale, wie Gestik, Mimik, Situationsbedingungen, auf die Sprecherbedeutung zu schließen. Das ist dann die Hörerbedeutung. Die interaktive Bedeutung manifestiert sich im ganzen Prozess als ein Moment des Brückenschlags zwischen einem Sprecher und einem Hörer auf der Basis eines Meinens und Verstehens.

Sprachliche Bedeutung ist demzufolge nicht etwas, das man aus einer Kommunikationssituation herausnehmen kann. Sie ist kein Gegenstand, keine Entität, nichts *Festhaltbares*. Sprachliche Bedeutung ist eingebettet in den Verlauf der Kommunikation und zeichnet sich durch Dynamik und einen fließenden Charakter aus. Die Parameter, in denen sie sich bewegt, sind durchaus durch Regeln und Konventionen auf einer syntaktischen und lexikalischen Achse definiert. Doch sie werden in jedem Gebrauchsmoment *neu* verwendet und somit sind sie selber in einem Prozess.

Der Begriff der Kommunikation hat offensichtlich einen *praktischen* Charakter, einen sozialen Charakter und erlaubt eben nicht die Reduzierung der sprachlichen Bedeutung auf einzelne Elemente oder Strukturen innerhalb dieser Kommunikation. Sicherlich, diese durch Regeln und Konventionen eingefassten sprachlichen Elemente und Strukturen bilden das Fundament, auf dem ein Kommunikationsfluss Substanz erhält. Doch das, was das Phänomen der sprachlichen Bedeutung ausmacht, liegt jenseits davon.

Die Dynamik der Intention führt das Bedeutungshafte aus dem Bereich des Regelhaften und Konventionalen heraus und konfrontiert es mit der Aktion des Kommunizierens. Erst an diesem Punkt entwickelt sich die sprachliche Bedeutung, wie sie in einem sprechakttheoretischen Sinne zu erklären wäre, diejenige, die zwischen einem Sprecher und einem Hörer zu einem Meinen und einem Verstehen wird. Die konventionale Bedeutung eines Wortes rückt in den Hintergrund. Ebenso die Idee einer Struktur der Sprache, die freilich nicht abgestritten werden kann. Aber letztlich geht es im Kommunizieren darum, was ein Sprecher in einer bestimmten Situation gemeint hat und wie ein Hörer dieses Gemeinte interpretiert, letztlich, was er versteht. Und das funktioniert tatsächlich nicht immer *mit* Sprache, aber doch stets *durch* Sprache.